

Velhagen
und
Klasings
Almanach



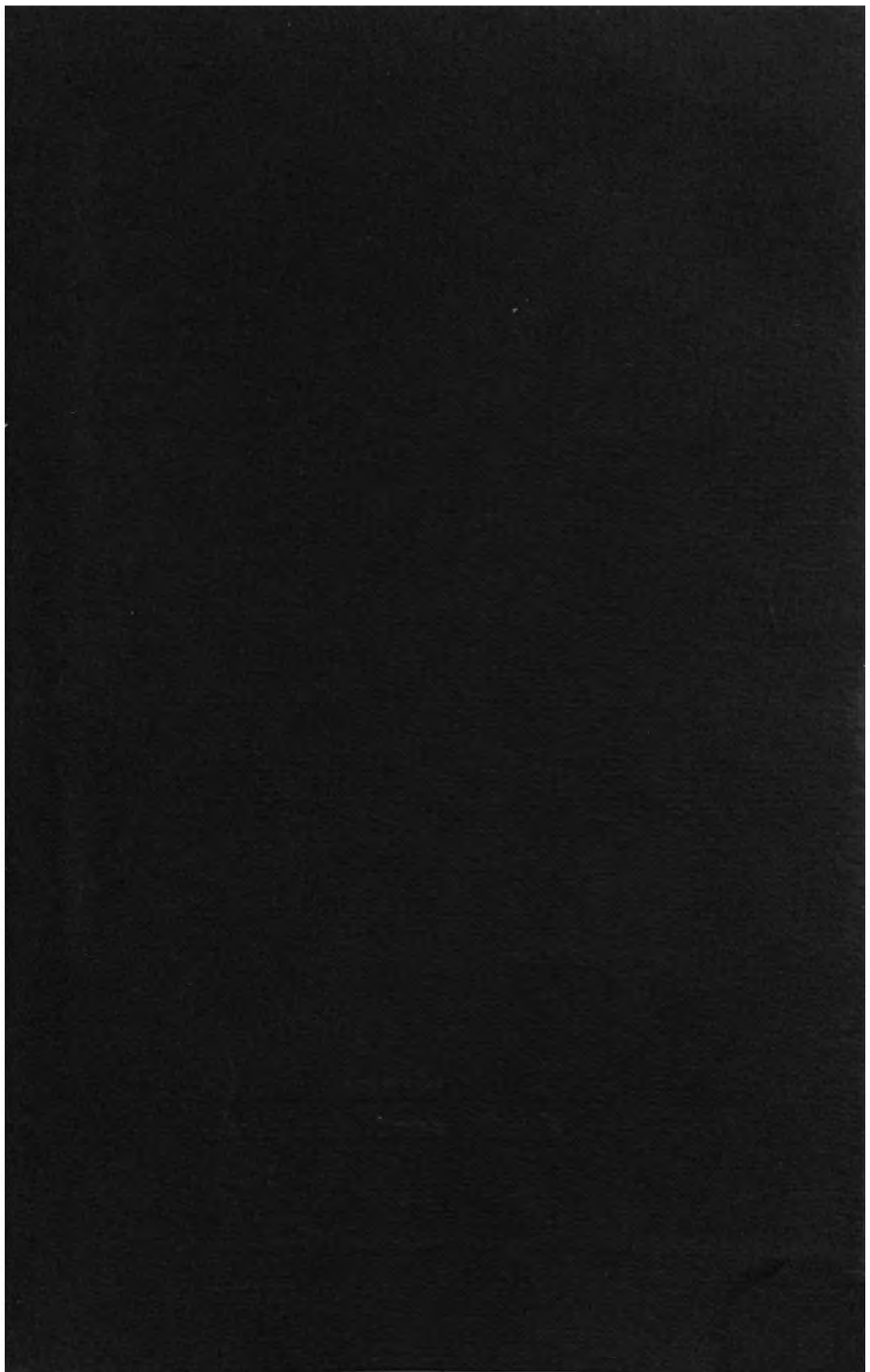
* * * * *

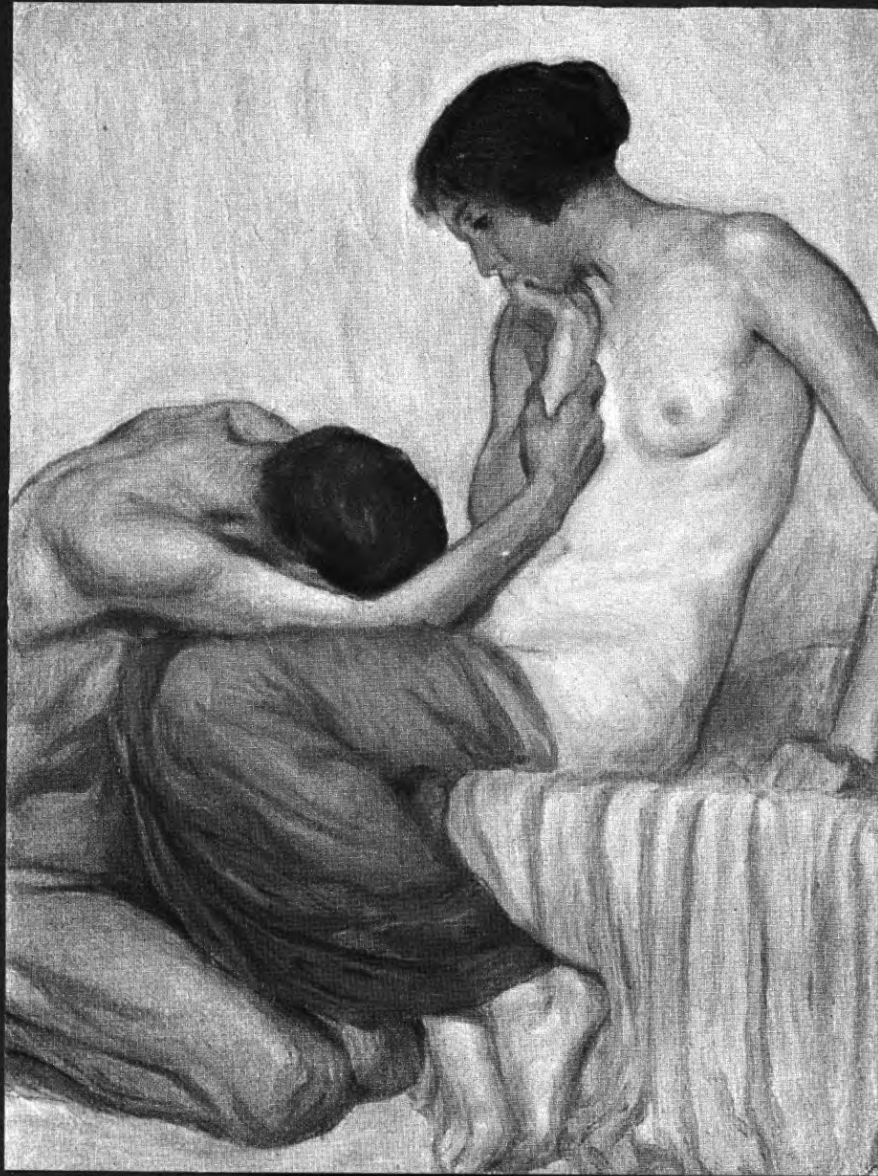
830.58
V543
1920

**THE
PENNSYLVANIA
STATE UNIVERSITY
LIBRARY**

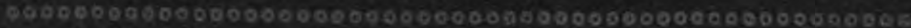


1-u
—





Schmerz
Gemälde von Hela Peters



Verlag von Velhagen & Klasung, firm, publishers.

Almanach

Herausgegeben
v. d. Schriftleitung von
Velhagen und Klasings
Monatsheften

1920



Verlag von Velhagen & Klasung
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Buchdruck von Prof. Heinrich Wiegand
in Dresden

830.57
V 543
1920

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

THE PENNSYLVANIA STATE
UNIVERSITY LIBRARY

Inhalt

Erzählendes, Gedichte und Aufsätze

	Seite
Karl Kosner: Der Spieler. Novelle	1
Klabund: Sprüche nach Hafis	14
Dr. Egbert Delpy: Sela Peters. Mit dreizehn Ab- bildungen in Faksimile- und Tondruck	16
Hermann Hesse: Der Dichter. Ein Bekenntnis in Versen	30
Dr. Wilhelm Kleefeld: Beethovens „Neunte“	31
Carl Bulcke: Kleine Geliebte	43
Josef Bonten: Zur Morgengabe. Dichtung	68
Dr. Ernst Heilborn: Julie. E. L. A. Hoffmanns Liebes- erlebnis	69
Alexander v. Gleichen-Rußwurm: Die Arznei des Ge- nusses	81
Börries, Freiherr v. Münchhausen: Die Begnadigung. Ballade	88
Frida Schanz: Paquerette. Novelle	89
Margarete Wittmers: Kranke Tänzerin. Gedicht. .	97
Dr. Paul Weiglin: Die spanische Tänzerin. Ein Stück Weltgeschichte im Unterrod. Mit zwölf Abbil- dungen in Faksimile- und Tondruck	98
Fritz Arlt: Träumerei. Gedicht	118
Raoul Auernheimer: Die Locke. Skizze	119
Ludwig Sternaux: Ilmenau	129



Kunstbeilagen



	Seite
Hela Peters: Schmerz. Gemälde. Faksimiledruck. Titelbild	
Hela Peters: Schleiertänzerin. Skizze. Faksimiledruck	4—5
Hela Peters: Bildnis der Schwester der Künstlerin. Gemälde. Faksimiledruck	8—9
Hela Peters: Auf der Düne. Skizze. Faksimiledruck	12—13
Hela Peters: Werbung. Farbige Radierung. Faksimiledruck	32—33
Gertrud Stamm-Hagemann: Pferdestempelung. Faksimiledruck	48—49
Prof. Math. Molitor: Spielerei. Bronzebildwerk. Tondruck	56—57
Prof. H. E. Binde-Walther: Der Dichter Casar Fleischlen. Faksimiledruck	64—65
Bildnis des Dichters E. L. A. Hoffmann. Zeichnung. Tondruck	72—73
Hermann Völlerling: Parteingang. Gemälde. Faksimiledruck	80—81
Die Filmschauspielerin Mia May. Aufnahme aus dem Atelier Binder. Tondruck	88—89
Kurt Haase-Jastrow: Studienkopf. Gemälde. Faksimiledruck	96—97
Josef Stieler: Bildnis der Lola Montez. Gemälde in der Schönheiten-Galerie der Münchner Residenz. Tondruck	112—113
Prof. Richard Hoelcher: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck	128—129



Der Spieler

Novelle von Karl Kosner

Als er sich aus seiner über den Schreibtisch vorgebeugten Stellung aufgerichtet, die Feder hingelegt und sich in dem bequemen Arbeitsstuhl zurückgelehnt hatte, zogen seine Augen durch das Fenster hinaus in das dürre Gezweig der Bäume am Kanal. Ein schwarz und silbergrau gesponnenes Schleierwerk standen die Kronen vor dem bleichen Himmel, und eine stille Trauer wob um ihr Geäst, hielt seinen Blick fest, schob sich zwischen ihn und die vergessene Studie über den unbekanntem Meister der Byversbergischen Passion, glättete seine vom Ernst der Arbeit gefaltete Stirn und machte seine Augen träumen.

Und dann mit einem Male merkte er die Flocken. Sachte fielen sie, hafteten an den Stämmen und unten auf dem Wege, waren weiche, breite, wiegend niedertaumelnde Sterne, die sich zueinander fanden und in der stillen kalten Winterluft da draußen liegen blieben. Schnee —

Seine Finger strichen leise über das früh grau gewordene Haar seiner Schläfe —

Schnee — und da war es ihm, als ob er auf das Stichwort seit einer langen Zeit gewartet hätte, und zugleich stand das Bild der schönen jungen Frau vor ihm — vor acht Tagen der Abend, an dem er sie in der Silvester-gesellschaft bei dem großen Kunsthändler getroffen und zu Tisch geführt hatte. Und das Tischgespräch, das mit einem nichtigen Blandern begonnen hatte und dann so bald auf sie gekommen, so unsicher und eindringlich und ernst geworden war.

Schnee — dachte er und zog sinnend die Brieftasche hervor. In dem kleinen Juchtenbüchlein hatte er damals ihre Adresse notiert, weil er sich vorgenommen hatte, ihr sein Buch zu senden. Die Adresse und die Telephonnummer —

Aber das hatte nun auch geruht: das Buch, das sie erhalten sollte, wie sie selbst. — Eine beinahe schmerzliche Sehnsucht war mit einem Male in ihm, war Neugier, Wunsch und Trieb nach Unbekanntem — aber um seinen Mund legte sich ein zögerndes, unsicheres Lächeln.

Er blätterte in dem Büchlein, in das er regellos, wie er es gerade aufschlug, seine Notizen machte. Eintragungen über Gemälde, die ihm auf Museumsgängen in Holland und am Rhein aufgefallen waren, standen da — die Wohnung einer kleinen Schauspielerin, mit der er unlängst zu Abend gegessen hatte — das Datum eines Geburtstages, den er nun wieder übersehen hatte — ein Buchtitel — und hier — Er sah auf die flüchtigen, blassen Bleistiftzeilen nieder, und es zog ihm durch den Sinn: Ob sie jetzt auch daran denkt — ? Und dann kam drängend, angstvoll der Gedanke: auch sie könne in den vergangenen Tagen ihm fern gewesen sein — und könne ihm mit jedem Tage mehr entschwinden —

Schnee —. Als ob er sie halten könnte dadurch, daß er ihr Bild recht lebhaft vor sich stellte, so war es ihm. Und wie weich ihre Stimme geklungen hatte —

Von ihrer ‚Flucht‘ aus dem abscheulichen Berlin und von den weihnachtlichen Wintertagen im Oberharz hatte sie erzählt, aus denen dann ihr Mann, der Konsul, ganz unerwartet zurückgerufen worden war. Nein — nicht in Angelegenheiten seines Konsulates — nur um Geschäfte handelte es sich. Ja — und von dem jungen Leutnant und Studenten, der sich ihnen so schnell und fröhlich angeschlossen hatte und der vor dem Gedanken, daß aus der verabredeten Waldpartie nun nichts werden sollte, so tief unglückliche Augen bekommen hatte, daß es ihr selbst ganz schwer ums Herz geworden war. Da war sie ganz allein mit ihm in diese wunderbare Winterpracht hinausgewandert. Und er, der junge Mensch, der sich da oben in Sankt Andreasberg nach einem erst recht üblen, dann aber gut ausheilenden Lungenschuß erholen sollte, hätte ihr von den Kämpfen, den Enttäuschungen und den neuen Hoffnungen erzählt, von zuhause, von seinen wiederaufgenommenen Studien, seinen Plänen — wäre gewesen wie ein beschenkttes Kind —

Er aber hatte die helle Rose neben seinem Bedeck gestreichelt und leise gesagt: „Ich kann's verstehen.“

Und sie, mit einem Male befangen, hatte fragend aufgeblickt. Wie gut und mütterlich schön die dunklen, jungen Augen waren — die zögernden Lippen —

„Ich möchte auch mit Ihnen ganz allein so gehen dürfen —“

Da hatte sie ihn angesehen und unsicher, daß es halb wie ein Scherz, der Wunsch, über das befangene Stocken ihrer Worte hinwegzukommen, halb doch auch als ein Versprechen klang, gesagt: „Wenn's wieder schneit —“

Sein Blick ruhte noch immer auf den wenigen blassen Bleistiftzeilen in dem roten Juchtenbüchlein.

Jetzt richtete er sich auf, und seine Rechte langte nach dem Telephon. Irgendwo sprach ein Mensch. Er nannte das Amt, die Nummer. Und er dachte, während schon unklare Geräusche dieses Sinnen bedrängten: „Warum tue ich's nur —? Ist's mir denn ernst —? War's denn nicht mit dem hübschen Wort zu Ende —?“

Doch da kam schon die Stimme auf ihn zu: „Hier bei Konsul Boldmar —“ Das war irgendein Mädchen — das Hausfräulein.

Er fragte: „Ist die gnädige Frau zu sprechen?“ und er nannte seinen Namen. Dabei spürte er: jetzt ging er von dem festen Boden, jetzt trat er in das Abenteuer ein.

Nun wollte sie nachsehen — er sollte warten.

Und er wartete — hörte wie von ganz ferne eine rufende Kinderstimme und eilende Schritte —. Dann war es still.

Aber dann kamen wieder Schritte. Er sah ihre Füße — schmale, kleine Füße in silbergrauen Seidenstrümpfen und Halbschuhen, um die ein weiches Voilekleid fiel — wie damals vor acht Tagen —

Und da fühlte er, wie sein Herz stärker schlug und die Kehle ihm eng war, daß er schlucken mußte. Wie ein wohliges, erwartungsvolles Fieber stieg das an —

Jetzt hielt auch sie das Telephon — jetzt sprach sie: „Hier Frau Lieselotte Boldmar —“

Er sagte: „Gnädige Frau —“ Seine Stimme zitterte.

„Ja — Herr Doktor —?“ Auch sie schien befangen.

„Gnädige Frau — es schneit —“

Nun war es still. Und er glaubte sie wieder zu sehen: dieses klassisch schöne Gemengegesicht mit den leiderfahrenen und doch suchenden Augen.

„Es schneit —“ sagte er wieder. „Große weiße Flocken — — Vor meinem Fenster ist der Weg schon weiß — So sehr habe ich auf den Schnee gewartet. Nun ist er da —“ Seine Worte baten, und er spürte ihr leise bebendes Werben. Es tat ihm selbst ein wenig wohl, so voll war es von Wärme — Und er glaubte dabei fest, daß er gewartet hätte — —

Aber drüben blieb es still. Nur daß sie sich bewegte, hörte er — und dann einen halbverlorenen Laut, der Abwehr war und Suchen und Sichgeben.

„Liebe gnädige Frau — haben Sie mich denn ganz vergessen?“

„Nein —“

„Und haben Sie mir nicht gesagt: Wenn's wieder schneit —?“

„Daß Sie nur daran denken —“

„Hatten Sie's vergessen?“

„Nein —“ Einfach und klar sagte sie das.

„Und wollen Sie mir den Spaziergang schenken?“

Wieder ein Zögern und die bedrängte Frage: „Liegt Ihnen so viel daran?“

„Liebe gnädige Frau —!“ Dabei hörte er wieder das tiefe, zitternde Resonieren der eigenen Stimme.

Und sie sagte: „Ich werde kommen. Ich gehe nachmittags in den Tiergarten. Um vier etwa — komme ich an der Lichtensteinbrücke vorüber — —“

„Wie gut Sie sind!“

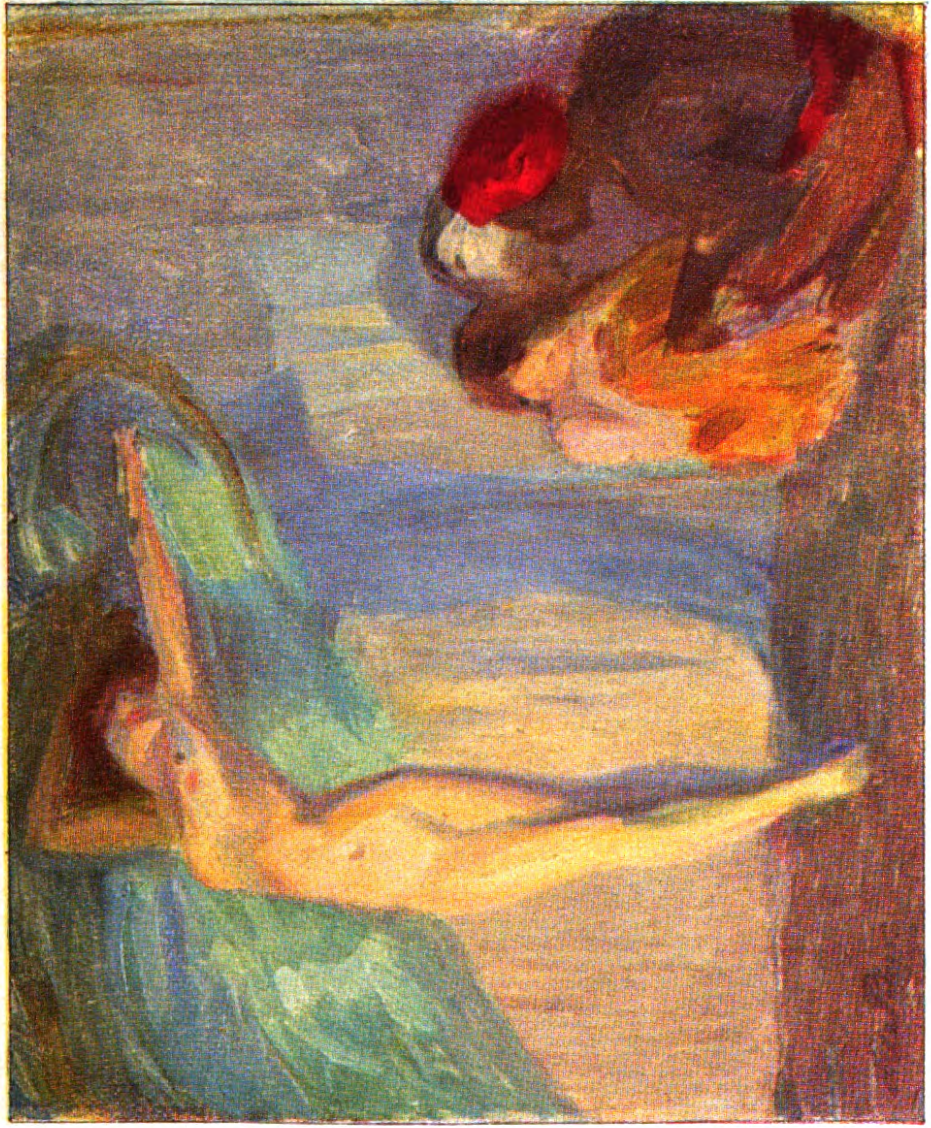
„Das ist es nicht — —. Wir wollen dann gehen, und Sie sollen mir erzählen —“

„So froh bin ich —! Wie ein Primaner —!“

„Wie der kleine Leutnant und Student in Sanft Andreasberg?“

„Was weiß denn der mit seiner grünen Jugend —! Viel froher!“

„Also auf Wiedersehen —“



Schleierfängerin. Östudie von Hela Peters



„Wie soll ich dem Schnee danken —?“

Einen Augenblick horchte er noch. Aber es blieb still. Da legte auch er das Telephon beiseite.

Als ein wohliges Zittern schwang der Nachklang der Erregung noch in ihm. Für einen Augenblick schloß er die Lider — und jetzt sah er sie — hörte die klare, tragende Stimme — spürte er ihre Nähe.

Seine Lippen bewegten sich: „Frau Lieselotte —“

Als er die Augen wieder öffnete, war alles fort.

Draußen auf dem Wege lag dünner Schnee, und eine neue Fußspur lief scharf darüber hin. Da war vorhin einer vorübergegangen — — Auf seinem Schreibtisch lag die halbfertige Studie über den alten kölnischen Meister um vierzehnhundertundfünfzig —

Und er dachte jäh, ernüchtert und entfernt: ‚Warum nur tue ich es —? Warum nur gebe ich dem Triebe nach —?! Erwarte ich ein Glück — ein neues und erschütterndes Erleben? Liebe ich sie denn?‘

Seine Lippen wurden schmal, eine dünne Stepsis lag um seine Augen. Aus der Erinnerung lang verflößer Jahre stieg dieses Wissen auf: Liebe macht unfrei — nimmt den klaren, selbstbestimmenden Willen — nein, nein, man durfte sich nicht aus den eigenen Händen lassen — —

Er starrte auf das kleine rote Zuchtenbüchlein, auf diese wenigen blassen Zeilen.

Sie selbst, die stille junge Frau, sah er nun wieder und fragte stöbernd, suchend: ‚Warum tu’ ich’s?‘

Schauspielerische Instinkte ahnte er in seinem Herzen — die wollten wirken. Die Seele eines Alternden verspürte er, der einst die jugendlichen Liebhaber mit echtem Feuer gespielt, und der es nicht lassen kann. Der keinen Hafen für seine Erotik fand und mit dem Drang zu diesem Spiel und mit dem Hunger nach Erfolg nicht fertig wird.

Er schloß das kleine Büchlein, steckte es zu sich.

Und dachte: ‚Immer wieder habe ich mir doch vorgenommen: Nie mehr! Schluß! — und habe mich dann so wie jetzt immer wieder mitten im neuen Spiel gefunden —‘

Sorgen sah er auf sich zukommen, Unehrllichkeiten und Lügen. Verstimmungen, die ihn von aller Arbeits-

möglichkeit entfernten. Dabei spürte er Bergangenheiten warnend mahnen und wollte sie nicht hören.

„Wie ein richtiger Spieler bin ich!“ empfand er jäh, und ein schüttelnder Zorn gegen die eigene Art stieg in ihm auf. Gegen diese Art, die sich im Abenteuer schon so bald nach Ruhe sehnte und die sich aus der Ruhe immer wieder in das Abenteuer warf. Aber auch diesem Zorn wollte er jetzt nicht Raum geben.

Abwehr gegen all das, was Trieb war und den ewigen Kampf gegen Vernunft und Klarheit führte, stand ihm auf der Stirn, als er mit einer heftigen Geste wieder zur Feder griff und sich in seine Arbeit zurückzufinden suchte.

⊗ ⊗ ⊗

Und nachmittags um vier ging er pünktlich an der Lichtensteinbrücke auf und ab.

Nun hatte es zu schneien aufgehört, aber der Schnee war liegen geblieben und deckte hier die Gehwege mit seinem weichen, reinen Weiß.

Er hatte die Schultern angezogen und die Hände tief in den Taschen seines Pelzes. Jetzt nach Tisch schien ihm das alles nur noch halb so schlimm — und eigentlich war es doch alles mögliche, daß sie so ohne weiteres kam. Ein paar Züge tat er noch aus der Zigarette, dann warf er sie weg. Unruhe war in ihm — Neugier, Ungeduld: Wird sie pünktlich sein? Wie wird sie sich geben? Und eine angespannte Erwartung, diese leise fiebernde Erregung, die das Herz schneller gehen machte, alle Gedanken leichter löste und wie ein Rausch war. Er dachte: „Einem Schauspieler — wenn der Vorhang aufgeht — mag so zumute sein, wenn er alle Augen auf sich gerichtet weiß — sein Bestes geben soll — Und sind für mich doch nur die Augen einer Frau —“

Ein wenig froh war ihn jetzt in den Füßen. Und er erinnerte sich noch daran, wie er im Flur seiner Wohnung die Überschuhe hatte nehmen wollen — und es dann doch nicht getan hatte. Schließlich war er kein Freund von vielem Gehen — und gar im Schnee —

Ein Stäubchen schlug er sich vom Ärmel — und, wie er aufblickte, sah er sie auf sich zukommen.

Da war aller Rest von Unmut weg, und seine Augen dankten ihr, während er ihr die wenigen Schritte rasch entgegenging. Ihre Hand hielt er, beugte sich über sie, spürte den weichen, zagen Druck. Sein Herz schlug stärker. Und er fühlte, jetzt kam die Welle, der er sich so gerne gab, und nahm ihn auf und trug ihn hoch. Da sagte er, und schmiegte diese wenigen Worte um sie wie einen weiten, milden Mantel: „Wie ist das gut — daß Sie gekommen sind — —“

Sie lächelte befangen und schüttelte den Kopf. „War's Ihnen auch wirklich ernst mit Ihrer Bitte, Herr Doktor?“

„Haben Sie das denn nicht gefühlt, wie ich Sie bat?“

Seine Augen nahmen, wie er nun neben ihr war, ihr Bild. Ein kleines Hütchen trug sie und ein Pelzjackett, sah schlank und herb und jung aus, wie sie mit den festen, schmalen Schuhen über die weiße Decke schritt.

Und sie gab nicht Antwort, aber sie wurde mädchenhaft rot unter seinem Blick.

Er fragte rasch und drängend: „Wie ist es Ihnen ergangen in dieser langen Zeit? Acht Tage, liebe gnädige Frau! So vieles möchte ich von Ihnen wissen!“

„Sie wollten mir ja doch erzählen — —?“

Sie tauchten in den Tiergarten ein, gingen den Weg, zu dessen Seiten die hohen Stämme gleich träumenden Wächtern standen. Ein leises Wehen zog durch die dünnen Kronen, Schneesterne stäubten nieder.

Und er sagte abtuend leise: „Mein Leben, liebe gnädige Frau, ist Arbeit — — Was ist da zu sagen?“ Er zögerte, sein Blick ging in die Ferne, ein scharfer Zug, in dem sich Spott und Sehnsucht mischten, tastete um seine glatten Lippen. „Arbeit — und manchmal dann ein Suchen nach etwas, das vielleicht dieser Arbeit Sinn und Freude geben könnte — Nach einem Gott — nach einem Menschen — ich weiß es nicht — —“

Er schwieg, ging, ohne seinen Blick aus dieser Weite hereinzunehmen, neben ihr und horchte in die Stille, ließ seine Worte wirken. Wußte: sie nimmt das jetzt, als hätte ich gesagt: Du bist der eine Mensch —

Ein leises Zittern ihrer Hand erhaschte er, wie sie glättend über das weiche Pelzwerk ihres Muffes niederstrich.

Jetzt bogen sie in einen Seitenpfad, und immer noch war dieses Schweigen.

Da schüttelte er rasch den Kopf, als ob er sich aus einem engenden Gespinnst befreite, und wies ganz unvermittelt, mit einer Geste, deren Festigkeit er selbst in diesem Augenblick als wirksam und als gut getroffen empfand, in die Höhe, wo sich die dunkle Krone einer Föhre schwarz vor das rot durchstrahlte Abendlicht des Himmels stellte. Er sagte rasch, in einem Ton, der beinahe dozierend klang: „Ist's nicht, als ob uns erst diese Japaner gelehrt hätten, das so zu sehen? Ist das nicht wie das Vorbild zu einem Farbenholzschnitte des Morinobu — des Hokusai —? Und wir in unserem in der Hast der Arbeit blind gewordenen Europa hätten es doch durch alle Jahre finden können — und sind daran vorbeigelaufen!“

Sie sah mit unsicheren Augen auf zu diesen dunklen Nadelzweigen — sah dann auf ihn und hatte diesen guten Blick, der wie ein Streicheln war — den Blick, den sie auch damals hatte, als sie ihm sagte: „Wenn's wieder schneit —!“

Und auch die Stimme klang befangen wie an jenem Tage: „So gerne gehe ich hier — ganz allein kann man hier noch sein —“

Er fragte: „Sie sind gern allein?“

„Ich bin es viel —“

Sie gingen weiter. Und er spürte, wie er in diesem Schweigen, in dieser winterlichen Stille, in der ihre Gedanken eng bei ihm bleiben mußten, mit jedem Schritte mehr Boden gewann.

Der Schnee unter ihren Füßen knirschte leise.

Er sagte: „Gott — auch ich habe die Zeit erlebt, in der ich mir die Zukunft völlig anders dachte, als sie dann geworden ist. Eine Frau — Der Begriff Einsamkeit hat damals für mich bedeutet: Sie und ich — — Nicht denken konnte ich mir das Leben ohne sie. — Vielleicht, daß jeder einmal diesen Überschwang erlebt — Überschwang? Bei mir war es ein ehrlicher Glaube — —“

Die junge Frau an seiner Seite fragte — kaum, daß die Lippen sich bewegten: „Und dann — —?“



*Bildnis der Schwester der Künstlerin
Gemälde von Hela Peters*





Er schwieg. Der scharfe Zug um seine Lippen und eine abtueende Geste seiner Hand waren die Antwort.

Ein paar Holztauben schreckte er durch die Bewegung, sie flogen neben ihnen auf. Auf das feine Strahlenmuster ihrer Schrittlinien wies er mit einer deutenden Bewegung seines Kinnes: „Vogelspuren im Schnee — —“

Nach einer Weile fragte sie: „Haben Sie denn nicht Freunde —?“

Da wußte er: Wenn ich jetzt diese schmale Hand nehme, mit der sie so unruhvoll den Muff umgreift — und wenn ich diese Hand an meine Lippen ziehe, dann wird sie sich nicht wehren. Wird stillhalten und wird in den Augen wieder den guten, warmen Blick haben. Eine wohlige Erregung erfüllte ihn, der Wunsch zur Tat kämpfte mit einem Zögern, Überlegen. Und ihn fror ein wenig — aber das war beinahe angenehm — war wie ein Fieber — —

Ein leises Beben war in seiner Stimme, als er sagte: „Freunde —? Und dann — Frau Lieselotte — erlösen kann den Mann niemals ein Mann — —“

Er dachte: ‚Warum tu’ ich’s nicht? Und wenn ich sie jetzt in die Arme nehme, wenn ich sie auf die vollen kühlen Lippen küsse, so wird sie’s dulden. Und wird zwei Tränen in den klaren, hingebenden Augen haben und wird mir diese Lippen bieten. Warum tu’ ich’s nicht?‘

Sie fragte mühsam: „Lieber Doktor —?“ Und sah gleich wiederum zu Boden, ging mit kurzen Schrittlinien, als trüge sie da eine unsichtbare Fessel. Schritte, die fliehen und verweilen wollen zugleich — —

„Jetzt fallen wieder Flöckchen —“ sagte er. Dabei war er in dieses Suchen eingesponnen und dachte: ‚Ja — und dann werden wir Arm in Arm durch diese Stille gehen — und werden davon sprechen, wie obdachlos wir uns hier finden müssen. Sie aber wird sich gegen jede andere Frage wehren — und wird am Ende doch eine kleine törichte Konditorei wissen, in der es nach schlechtem Fett und üblem Kaffee duftet und in der man kein Wort unbeobachtet sprechen kann — —‘

„Sie sollen fröhlich sein —“ sagte sie leise. Das war

ein zages Bitten, war, als ob die schlanken Hände ihm alles Leid wegstreichen wollten.

„Ich bin es, wenn ich neben Ihnen gehe, Frau Lieselotte — man sieht's nur nicht.“ Das sagte einer, der unter der Maske aus Spott und Wehmut für ihn Antwort gab, während er selbst an seinem allzuoft erlebten Traume spann: „Und dann werde ich ihr von meiner Wohnung sprechen, von meinen Sammlungen, von meinen Bildern — oder von dem kleinen Hotel im Westen, das natürlich im Grunde gräßlich und nur faute de mieux möglich ist. Und werde dann am Ende nach Wochen, durch die dieses Spiel sich zieht, nach Unwahrhaftigkeit und Ungeduld und Leere, nach Aussprachen mit Tränen nur die eine Sehnsucht haben: Schluß — Schluß mit einem leidlich guten Abgang; Ruhe — Arbeit — —“ Die Schälheit dieser Zukunft fiel ihn an — er schüttelte die Schultern wie im Frost.

„Ist Ihnen kalt?“

Er blickte auf, sah dieses gütig schöne Angesicht auf sich gerichtet — und sah es wie in einer Ferne in Tränen und beim Abschied und beim Ende.

„Ich bin ein schlechter Partner heute —“ sagte er und spürte, wie eine Müdigkeit, die sich aus Scham und aus Enttäuschung mengte, ihn erfüllte. Und unvermittelt, ohne Zusammenhang, mußte er plötzlich an einen fernen Abend in München denken — ein junger Student war er damals, und Frühling war — und eine Maibowle hatten sie getrunken. Da hatte er dann bei den Propyläen eine Dame getroffen und war ihr nachgegangen und hatte sie an der Brienner Straße angesprochen. Und sie hatte ihn nur ganz hilflos vor Entsetzen angesehen — —

Die gute, leis umflorte Stimme neben ihm drang auf ihn ein: „Was denken Sie?“

Da strich er sich mit der Rechten, die in einem gelben Handschuh stak, ein wenig unsicher über die Schläfe hin. „An Ihren kleinen Freund, den Leutnant in Sankt Andreasberg, hab' ich gedacht — an das beschenkte Kind, das Ihr Geschenk als etwas Heiliges durchs Leben tragen wird —“

Er horchte seinen Worten nach — hörte noch das

Vibriieren seiner Stimme und wußte nicht: war das echt — war es Spiel? Eine Wirrnis war in ihm.

Sie schwiegen beide.

Eine barocke Sandsteinfigur tauchte schneebeden aus dem Gefträuch vor ihnen auf.

Die Augen der Frau fühlte er auf sich ruhen. Aber er nahm den Blick nicht auf, sagte unter dem Druck der Stille: „Jetzt muß gleich diese kleine Brücke kommen —“

Er fand sich dabei, daß er suchend dachte: „Wenn alles anders wäre — und wenn ich zu ihr sprechen könnte — zu dieser Frau. Und wenn ich das Vertrauen zu mir hätte — zu meinen Worten, zu meinen Empfindungen. Wenn ich noch an mich glaubte — —“

Ein Gefühl, als ob er stehenbleiben, ihr diesen Kampf erklären müsse, war in ihm — aber alle Sicherheit war ihm verloren. Und eine Stimme mahnte spottend, überlegen: „Was ist denn los? Ist sie so überaus bedeutend? So klug? — so schön?“

Er sprühte das mit einer zornigen Bewegung des Kopfes von sich. Und mit trockenen Lippen sagte er plötzlich: „Ich habe Sie sehr lieb —“

Fremd, hart klang das — klang ihm, als hätte es ein anderer Mensch gesagt — nicht der, der diesen Satz zu so viel Frauen so oft, so eindringlich schon sagte — —

Und dann schritt er neben ihr weiter über die kleine Brücke, hatte das Empfinden einer großen Müdigkeit, spürte den starken, jagenden Schlag seines Herzens und hörte ihre gute, milde Stimme, die leise sagte: „Ich weiß es, lieber Freund — —“

Nach irgend etwas, das er ihr jetzt hätte sagen können, suchte er in sich — fand nichts — und lief mit kreisenden Gedanken hinter einem Worte her, das ihm da angefliegen war: leer — leer — —

Dann klang das Hämmern der Glocken an den Elektrischen vor ihnen. Ein Schuhmann tauchte, eine breite schwere Masse, an der Kreuzung auf.

Über den Bäumen längs der Straße lag der Abend jetzt mit purpurnem Feuer.

Sie stand ein wenig vorgeneigt und blickte nach einem Wagen aus: „Es ist spät geworden — ich muß nach Hause —“

Und er sah auf das schlichte, edle Gemmenprofil und nickte. „Darf ich ein Stück mit Ihnen fahren?“ fragte er dann.

Ganz leise nur bewegte sie den Kopf. „Ja —“

Ein Auto kam die Straße herunter. Er rief es an und fragte: „Wo darf ich Sie absetzen?“

Sie besann sich. „Am Steinplatz.“

Und dann fuhren sie durch den Tiergarten nach Charlottenburg hinaus. Still saß er neben ihr, kaum daß sein Pelz sie streifte. Sein Blick zog heimlich zu ihr hinüber. Sie rührte sich nicht, schien vor sich hinzuträumen.

Da war es ihm, als ob er etwas sagen müsse — als ob das alles so nicht enden dürfe, wenn er der Frau nicht dumm und lächerlich erscheinen wollte. Eitelkeiten wurden wach. Ein tausendmal Bewährter rührte sich in ihm, warf sich gegen den Hilfslosen, der keine Worte fand und alle Zügel schleifen ließ. Ein Drang, sich hier ein unvergängliches Mal zu setzen, ward lebendig — diese Minuten, die ihm noch blieben, auszunutzen. Wie ein Fieber stieg das an —

„Es schneit —“ sagte er mit tastenden Worten.

Sie sah nun durch die Scheiben — ja, es fielen Flöden, und sie glitten durch diese Flöden hin — —

„Frau Lieselotte — es schneit — Wann sehe ich Sie wieder?!“ Seine Stimme bekam Klang und Farbe, sie sang und warb. Er hörte dieses Werben und richtete sich auf an seiner Macht.

Sie aber bewegte den Kopf zu einem klaren Verneinen.

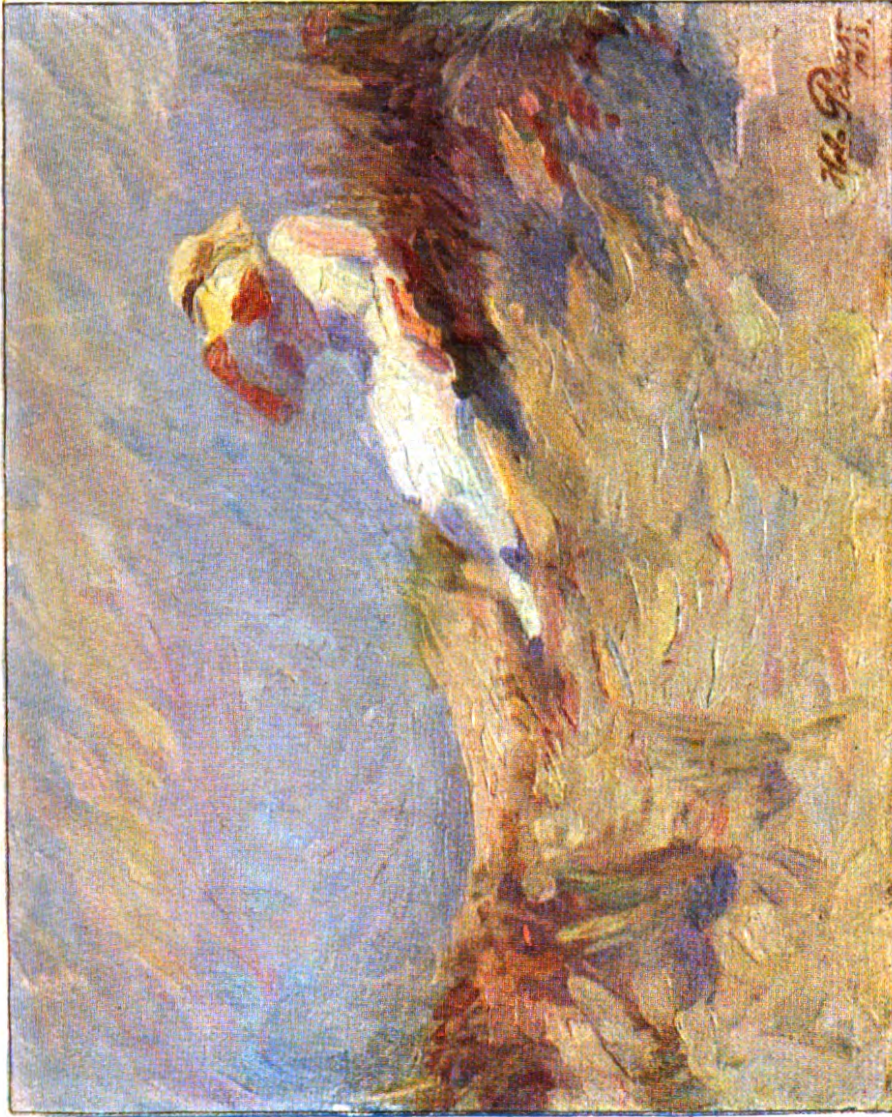
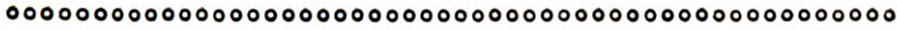
Er hielt sich an dieses Nein — empfand es als Erfolg. Aber er sagte: „Liebste gnädige Frau! Bin ich Ihnen denn nichts? Kann ich Ihnen denn nichts werden?“

Und er lauschte mit klopfendem Herzen auf ihre Antwort: „Das ist es nicht — —“

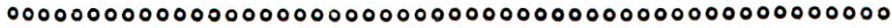
„Was ist es denn? Sie müssen es mir sagen!“ Er bat — ein Beben blieb hinter der drängenden Frage.

Da wandte sie den feinen, schmalen Kopf ihm zu und sah ihn still und gütig an. Das hieß: „Ich hab' dich lieb —“

Er hielt den Blick aus — seine Kehle schluckte — er fand nicht Worte. Und er senkte endlich leidvoll ergeben



Auf der Düne. Östudie von Hela Peters





sein Gesicht. Etwas wie Scham empfand er dabei dunkel, und in einer Tiefe war es ihm, als hätte er jetzt einen Freund verraten. Aber der Komödiant war stärker, ließ das nicht zur Klarheit werden, steigerte sich an der eigenen Kunst — sah nur das Spiel — war wie in einem Rausche des Erlebens — Langsamer glitt der Wagen.

„Der Steinplatz — —“ sagte er. Lautlos beinahe. Aber es klang, als stünde er vor einem offenen Grabe. Jetzt hielten sie, und er stieg vor ihr aus.

Er hielt den Hut in Händen, stand barhaupt im Flodensfalle, als sie ihm die Hand zum Abschied bot. Kaum daß dann seine herb umflorten Lippen ihre Finger streiften. Und er sah ihr barhaupt, wie in einen Traum verloren, nach, wie sie sich mehr und mehr entfernte — —

⌘

⌘

⌘

Eine halbe Stunde später saß er an seinem Schreibtisch. Die Vorhänge waren zugezogen, und die Lampe glühte. Der Aktendeckel, der die halbfertige Studie über den unbekanntem Meister der Lyversbergischen Passion umschloß, lag zugeklappt vor ihm.

Er dachte: „Das Buch wollte ich ihr doch senden — —“

Und er suchte seine Arbeit über seine Lieblinge, die primitiven deutschen Meister vor. Mit seiner großen und schönen Schrift zeichnete er auf das Titelblatt die Widmung: „Frau Lieselotte —“ und das Datum. Sonst nichts.

Ein wohliges Schwingen war in ihm, dem lauschte er. Das anerkennende Gefühl, als ob er jetzt einen Schlußstrich gezogen, ein gefährvolles Abenteuer ohne üblen Nachgeschmack überwunden hätte — — Irgendwo in der Tiefe lauerte ein Nest — den wies er von sich.

Er sann.

Und dann mit einem Male formten sich seine Lippen, er sagte plötzlich vor sich hin: „Ich habe Sie sehr lieb —“

Fremd, hart klang das — so wie er es mit trockener Kehle zu ihr gesprochen hatte. Er horchte dem Klange nach, als prägte er ihn in seinem Gedächtnis ein —

Dann richtete er sich auf; er öffnete seinen Aktendeckel, drehte die Füllfeder an. Die Arbeit floß ihm leicht und fruchtbar an diesem Abend. —

Sprüche nach Hafis

Von
Klabund

In welcher Sprache ich auch schriebe,
Persisch und türkisch gilt mir gleich.
Ein Himmel wölbt sich über jedem Reich,
Und Liebe reimt sich überall auf Liebe.

⌘ ⌘ ⌘

In meinen Schläfen jagt das Blut,
Verdürsten ließ mich schier die Bürgerstippe;
Es gibt nur ein Gefäß, das mir Genüge tut:
Guleikas Lippe.

⌘ ⌘ ⌘

Das Leben ist eine Schlange nur:
Es will gebändigt sein.
Das Leben ist ein Anfang nur:
Es will geendigt sein.

Der Tod ist eine Türe nur;
Ein Quell entspringt der Qual.
Schließ auf, o Gott, und führe nur
Uns in den ewigen Saal.

⌘ ⌘ ⌘

Ich würde sterben, hätt' ich nicht das Wort,
Das meine flüchtigen Gedanken hält,
Das sie bewahrt für die und jene Welt.
Es schützt mich, daß mein Lebensbaum verdorrt.
Es reißt den Schreitenden zum Schweben fort.
Ich würde sterben, hätt' ich nicht das Wort.

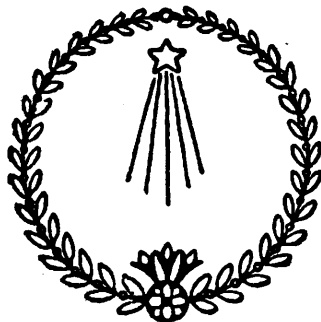
Allah lächelt mir so lieblich,
Und es blüht der Tubabaum.
Jubelnd, ach, begreif' ich's kaum:
Allah lächelt mir so lieblich.

Allah lächelt mir so lieblich,
Steh, Suleika, wie er lächelt,
Wie ein Hauch dein Herz umfächelt,
Allah lächelt uns so lieblich.

§ § §
Sie sagen, Hafs, daß du vieles weißt:
Du hättest, ja, du bettest dich in Geist.
Es tappt des Nachts bei dir auf leisen Sohlen,
Man sagt, du schliefest liebend bei Idolen.
Sprich, ist es wahr, daß dich die holden Schatten
Der Tugenden im bunten Traum begatten?

Ihr Herren, schweig. Mein armer Menschenleib
Ist nur der Geister Spiel und Zeitvertreib.
Ich bin nicht ich. Sie sind es, die mich meißeln,
Die mich zum Guten — und zum Bösen geißeln.

Mein Wille ist so schwach. Mein Wissen so gering.
Ich trüber Tor, ich weiß ein einzig Ding:
Dies, daß ich lebe, daß wir sterben werden —
Und daß Suleika mein im Himmel und auf Erden ...



Hela Peters

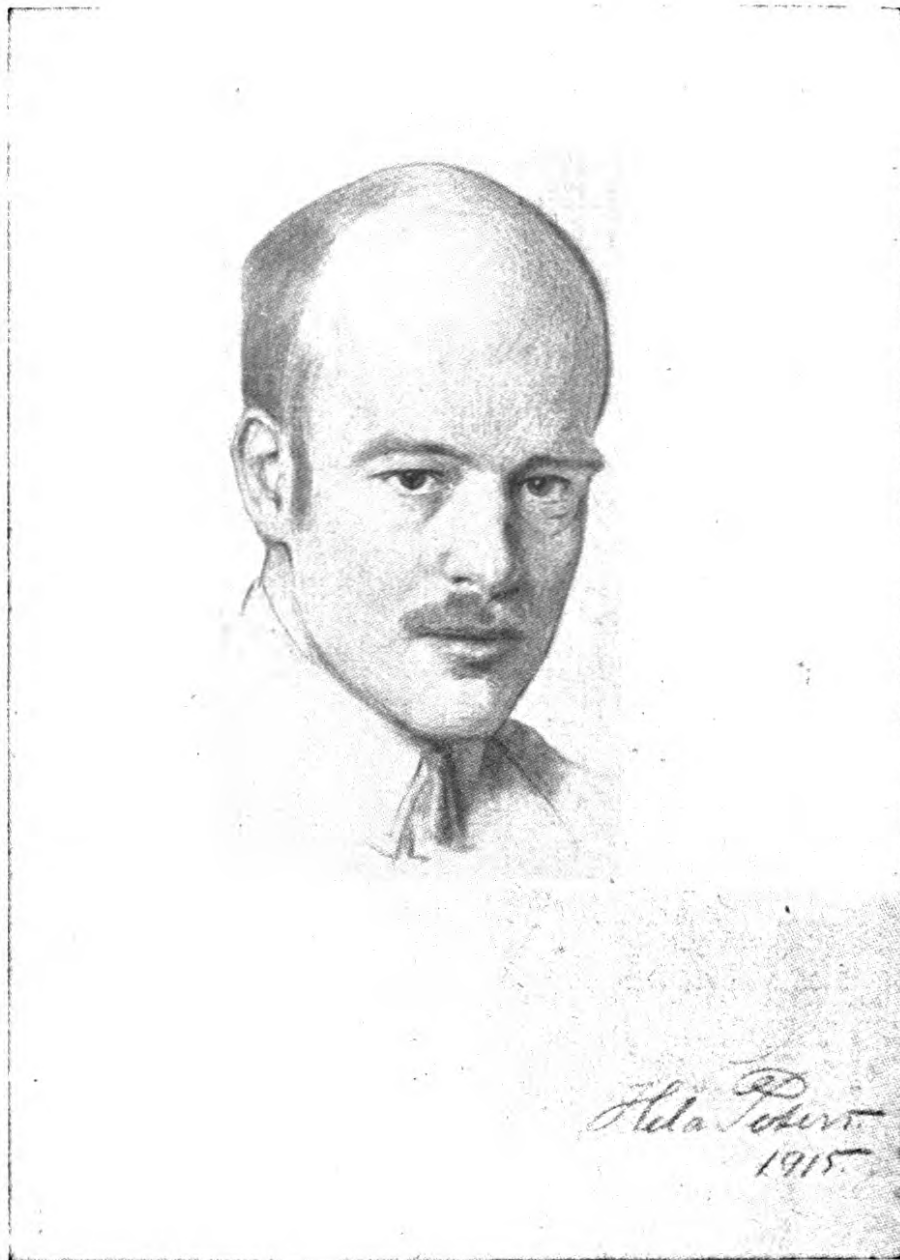
Von Dr. Egbert Delpy

Die Zahl der malenden Damen war in der guten alten Zeit, die wie in einem tiefen Abgrund hinter uns liegt, Legion. Furchtlos mit Pinsel und Sfarbe umzugehen, sich den nötigen Bedarf an schönge-rahmter Salondekoration eigenhändig zu schaffen, das gehörte beinah zu den unerläßlichen Obliegenheiten jeder besseren und wohlherzogenen deutschen Haustochter. Das tiefeingewurzelte Mißtrauen des Mannes gegen den weiblichen Betätigungs-trieb im Gebiet der Künste geht zum allergrößten Teil auf die Orgien von selbstgenügsamem Dilettantismus zurück, die in dieser Gute-Stuben-Malerei unbeschäftigter Damen gefeiert worden sind. Erfreulicherweise hat diese unglückselige Liebhaberei der deutschen Weiblichkeiten an Verbreitung seit jenem Augenblick verloren, wo die siegreich vordringende Frauen-Emanzipation auch in Deutschland Tore zu anderen Betätigungsgebieten aufstieß. Die neue Zeit vollends mit ihren unendlich harten Anforderungen auch an die Frau, die spielerischen Müßiggang in keiner Form mehr dulden kann, wird dem Rest von müßig-gängerischer Damen-Malübung wohl bald gründlich den Garaus gemacht haben!

Das wird niemand mit froherem Aufatmen begrüßen als jene weiblichen Talente, die ihr Kunstschaffen als Sinn ihres Lebens und Ausdruck ihrer Persönlichkeit gewertet und entsprechend ernst genommen wissen wollen. Es sind ihrer auf dem Gebiet der bildenden Kunst nie sonderlich viele gewesen! Was den künstlerischen Trieb in sich trug, das hat ihm unvergleichlich viel häufiger und erfolgreicher mit der Feder als mit dem Pinsel oder gar dem Meißel und Grabstichel Luft gemacht. Wie kläglich klein ist die Reihe der Künstlerinnen, deren Namen aufleuchten, wenn wir an ernst zu nehmende bildende Kunst unserer Zeit denken! Groß und überragend als geschlossene, eigenwillig hartkantige Kraft steht nur die



*Selbstbildnis der Künstlerin
Im Städtischen Museum der bildenden Künste zu Leipzig*



*Bildnis des Gatten der Künstlerin
Professor Ebbecke in Göttingen. Zeichnung*

eine Käthe Kollwitz da. Sie ist auch die einzige, die sich dauernd als Welt für sich behauptet; die anderen kommen und gehen, leuchten kurz auf und verschwinden spurlos, aufgeschluckt von Ehe und häuslichen Pflichten, aufgerieben vom Konkurrenzkampf mit den heißer und rücksichtsloser vorstürmenden männlichen Kräften. In den Blütezeiten des Impressionismus begegnete man in den großen Jahresausstellungen in Berlin und München einer kleinen Auslese von Malerinnen, die das neue Evangelium der Kunst auf ihre weibliche Weise stiller, vornehmer, versöhnlicher, aber doch energisch und tapfer genug verkünden halfen. Man erinnert sich an Hedwig Weiß, Julie Wolfthorn, Charlotte Berend, Alice Trübner, Sabine Lepsius, Eva Stort, Dora Sig. Von einer ähnlichen, der genannten ebenbürtigen Phalanx deutscher Expressionistinnen hat man bis zur Stunde noch nichts vernommen. Und so kommt es, daß wir heute an namhaften weiblichen Maltalenter ärmer scheinen als je zuvor. Zweifellos gehört ja auch heute mehr Mut und Kraft dazu, sich als Malerin zu behaupten! Der Streit um die neue Kunst wird von den männlichen Kollegen mit einem Fanatismus, einer vor nichts zurückschneuenden umstürzlerischen Leidenschaft geführt, die ein weibliches Schritthalten und Mittun fast zur Unmöglichkeit gemacht haben. In dieser Zeit des brodelnden Chaos blüht weibliche Begabung nur an geschützten Stellen fern von den Schlachtfeldern, wo der Entscheidungskampf um den Expressionismus tobt. Da entfaltet sie vereinzelt Blüten, die manchem ein Augentrost und Labial sind, der sich an die wilden Wunder und Krämpfe der jüngsten Moderne noch nicht hat gewöhnen können und altmodisch genug ist, vom Künstler Selbstzucht, Geschmacl, Kultur und eine reife, harmonisch durchgebildete Technik zu verlangen. Wenn sich zu so seltenen Gaben dann auch noch der Ausdruck eines Persönlichen, individuell Rassigen gesellt, so kann es nicht wundernehmen, daß sich um solch ein abseitiges, tapfer seinen eigenen stillen Weg gehendes weibliches Talent eine Gemeinde bildet, die mit dankbarer Anerkennung und gehäuftem Aufträgen sein Schaffen begleitet und ermutigt.

Die Künstlerin, der dieser Aufsatz gilt, besitzt solch eine Gemeinde. Und zwar zu Recht. Hela Peters vereint in ihrer Kunst die genannten Tugenden in sehr glücklichem, prickelnd reizvollem Gemisch. Aus allem, was sie geschaffen, leuchtet ein eigener Zauber heraus, der nur auf dem Boden einer hochentwickelten Kultur gedeihen konnte. Temperament, Klasse, Eleganz werfen ihre schillernden Lichter durch die Schöpfungen dieser Frau, die ernstliche äußere Kämpfe um ihre Kunst nie zu bestehen hatte und jetzt, mit dreiunddreißig Jahren, aller Ungunst der Zeit zum Trotz einen guten Namen besitzt. Ja, Hela Peters ist ein Kind des Glücks. In verständnisvoller, künstlerisch fein empfindender Umgebung aufgewachsen, konnte ihr Talent in früher Jugend frei die Flügel heben. Lehrer, freie Schulung, Auslandsreisen waren alsbald zur Hand, ihrer Begabung Schliff und Fassung zu geben. Erstaunlich rasch hat sie sich alles angeeignet, was zum Handwerk ihrer Kunst gehört. Ihre Fortschritte im Technischen, ihren Weg vom Schulmäßigen zur Freiheit des eigenen Stils kann man von Bild zu Bild sich vollziehen sehen. Hemmnisse, Irrungen, Konflikte, Zweifel spürt man nirgendwo auf ihrer Bahn. Aber, soll man es alles „Glück“ nennen, was hier den Weg zur Höhe ebnet? Entscheidend für den Erfolg ist wie überall so auch hier der innere Ernst, das zähe, unbeirrte Vorwärtstreben der Künstlerin und nicht zum wenigsten ihr klarer Einblick in die Sonderart und die Grenzen ihrer Begabung gewesen, der sich an allen entscheidenden Punkten ihres Aufstiegs, vor allem auch in der planvollen Art ihres Studiengangs und ihrer Lehrerwahl kundgibt.

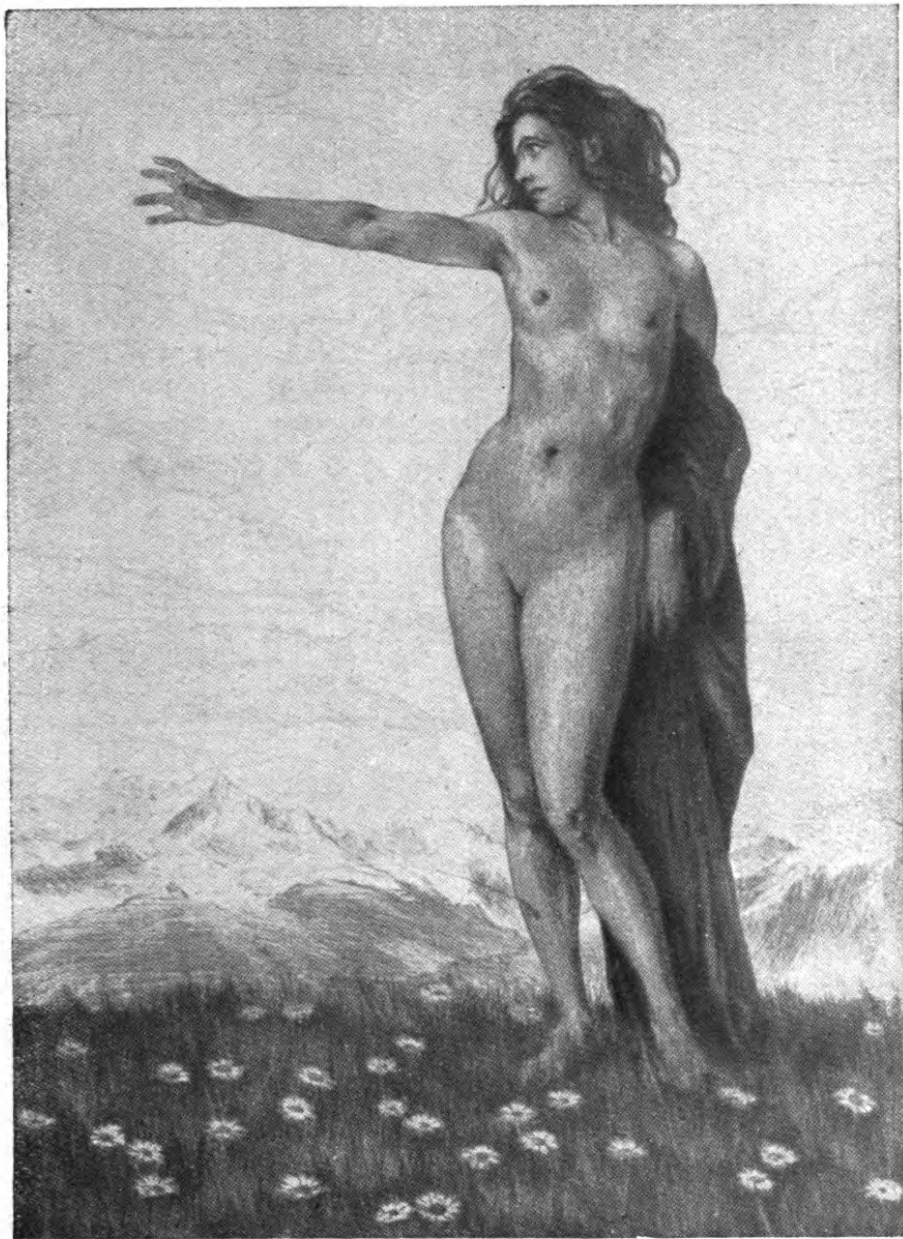
Hela Peters ist am 28. Dezember 1885 in Schwedt a. O. geboren. Mit fünf Jahren kam sie nach Potsdam, dann 1892 nach Berlin. Im Jahre 1900 siedelte die Familie nach Leipzig über, wohin der Vater ans Reichsgericht berufen worden war. Früh zeigte sich, daß die Tochter das schöne Zeichentalent der Mutter im verstärkten Maße geerbt hatte, und so sandte man die Sechzehnjährige bereits nach Berlin, wo sie ihren ersten Zeichenunterricht nach dem lebenden Modell bei dem Bildnismaler Paul Marten (einem Meisterschüler Max Koners)



Studienkopf. Radierung



Maskenspiel. Farbige Radierung



Phantasie. Farbige Radierung



*Die älteste Tochter der Künstlerin
Bleistiftzeichnung*

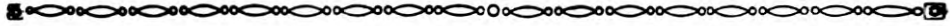
genöß. Gemalt hat sie dort noch nicht. Ihre gründlichen Zeichenstudien setzte sie 1904 in Paris auf der Akademie Julian fort, ging dann 1906 zu dem Historienmaler Jean Paul Laurens über, bei dem sie hauptsächlich Akt malte. Die Grundlage zu ihrer impressionistischen Technik hat sie hier gelegt, wenn auch mehr mit den Augen als mit der Hand, die ihre Zaghastigkeit im Koloristischen erst später in Deutschland überwinden lernte, als Hela Peters, die zwanzigjährig in Leipzig ihr eigenes Atelier besaß und allerhand Porträtaufträge ausführte, noch einmal nach Berlin, diesmal zu Arthur Kampf in die Lehre ging (je drei Monate in drei aufeinander folgenden Jahren). In ihm traf sie den wahlverwandten Künstler, in dessen Nähe ihr eigenes Bestes sehr rasch frei wurde. Hier lernte sie alle Befangenheit des Strichs abstreifen und gewann für ihre Porträts, ihre Schilderungen aus der eleganten Welt, ihre Phantasien jenen Schmiß, jene schillernde Beweglichkeit des Vortrags, die für ihre Stoffe mit Recht unerlässlich schien. Weit später als im allgemeinen angenommen wird, erst im Jahre 1909, hat sich die Künstlerin der Graphik zugewendet. Kurze Zeit nur besuchte sie die Leipziger Akademie und war Alois Kolbs Schülerin in der Radierklasse. Sie hat zweifellos ebensoviel bei diesem außerordentlichen Techniker gelernt als drüben bei Kampf. Doch spürte ihr Feingefühl die Gefahren der Stilbeeinflussung hier noch schneller als dort. So hat sie sich bald wieder freigemacht und in eigener Schulung das Kaltnadelradieren als die ihr am meisten zusagende Schwarz-Weiß-Technik ausgebildet. Als Malerin wie als Radierer ist Hela Peters heute eine fest umrissene eigene Persönlichkeit. Vor zwei Jahren hat sie geheiratet und lebt nun als Gattin des Professors für Physiologie Dr. Ulrich Ebbecke in Göttingen.

Aus der Kunst der Hela Peters leuchtet ihr Leben, das Leben einer weich gebetteten, hochkultivierten Frau, die von Jugend auf gewöhnt gewesen ist, auf heitere Schönheit, festlich geschmückte Menschen, anmutig bewegte Glieder, frohe Maskenspiele zu schauen. So zieht durch ihre Werke die Musik der Lebensfreude, tönende, festliche

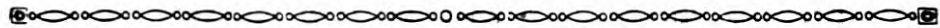
Altorde klingen auf, es rauscht und raunt und pridelst von geheimer Daseinslust. Irgendwo erklingen Glöckchen, singen Geigen, schmeichelnde Tanzweisen locken, und junge Glieder beben. Und wenn sie auch einmal den „Schmerz“ zu malen unternimmt, so ist es höchstens ein Liebeschmerz, der sich leicht friedet. So stark sich auch der zusammengesunkene Jüngling gebärdet, aus der gelassenen Haltung des Mädchens und ganz deutlich aus dem überaus heiteren hellen Altord der flirrenden Farben kichert schon der tröstliche Hinweis auf eine zärtliche Lösung. Aber doch ist dieser Schmerz auch keine süße Niedlichkeit geblieben. Der künstlerische Wurf des Gesamtumrisses der beiden Menschenleiber hat Adel. Und so ist es fast immer bei Hela Peters. Ihr Ernst hat seine freundliche Milderung, ihre Freude jene Rasse bei sich, die von der Außerlichkeit der Flachheit, hinwegreißt. In ihren Bildern steckt diese Rasse zum großen Teil in der glänzenden Freilicht-Technik. Auf die vibrierende Leichtigkeit des Strichs, das flutende Spiel der Werte in dem Bilde der Dame in den Dünen und in dem noch feder angefaßten der „Schleiertänzerin“ könnte jeder Mann stolz sein. Hier lebt sich jenes draufgängerische Temperament aus, das in Hela Peters über das rein Damenhafte gelegentlich entschlossen hinausgeht und sie immer wieder vor Verflachung und Versüßlichung schützt. Und doch meldet sich das gesund Weibliche der Künstlerin gerade in solchen Fällen zugleich wieder vernehmlich. Ein Mann würde, einmal auf solchen Wegen, unbedingt noch ein paar Schritte weiter gehen. Hela Peters macht die paar Schritte vorher halt. Sie weiß genau: bis hierher darf ich und nicht weiter, wenn mein Bild noch mein eigen Werk, meine eigene runde Schöpfung bleiben soll! Aus diesem Stillstehen an den Grenzen fließen der Künstlerin beste Leistungen. Beinahe zur Virtuosität ausgebildet hat die Malerin dies Balancieren im künstlerischen Gleichgewicht, bei gleichzeitigem tiefem Wippen auf der Schaukel ihrer Farbtechnik, in ihrer Bildnismalerei. Freilich gibt sich ihr Können in vielen Fällen in diesem Doppeltreiben nach farbiger Sonderheit und pridelnder Eleganz aus. Für ein tieferes Hinabtauchen ins Seelische



Festkarte. Radierung



Bucheignerzeichen. Radierung



bleibt bei diesen schimmernden Paradenstücken kein Raum. Anders bei den Kinderbildnissen. Hier hat die Malerin eine Kraft der Charakteristik, ein unmittelbares Erfassen der Seele entfaltet, das diese Leistungen auf einen hohen Platz für sich erhebt.

Das Reinphantastische kommt meist in den Radierungen der Künstlerin zur Geltung, die, eine Welt für sich, genügen würden, Hela Peters Eigenbedeutung zuzuweisen. Hier offenbart sich ihre ganz hervorragende zeichnerische Schulung aufs schlagendste und erweist sie als vollkommene Beherrscherin des menschlichen Körpers. Ihre Akte sind von metallisch zarter Geschmeidigkeit, keineswegs süß, eher herb und von sehnsüchtigem Lebensdrang gefüllt. In ihren zahlreichen Exlibris-Entwürfen spielen diese Akte eine große Rolle. Am schönsten wirken sie dort, wo sie ohne viel dekoratives Beiwerk auftreten, ganz auf ihre eigene herbe Anmut gestellt. Ein Erbe von Kolb her ist wohl noch die Neigung zur farbigen Radierung, die dort besonders wirksam wird, wo die Künstlerin ihr die leicht hin flatternden Capriccios ihrer Maskenspiele anvertraut, die das Lied von der Lebensfreude auf eigene herbprickelnde Art abwandeln. Nicht vergessen seien zuletzt noch die anmutigen Festkarten, die eine Fülle graziöser Einfälle in zierlichem Linienpiel oft überaus zart und feingliederig hinstreuen.

In einem Duzend Jahre hat Hela Peters ein schönes und ergiebiges Talent durch planvolle Arbeit zu reicher Blüte gebracht. Sie ist ihren Weg mit klarem Blick gegangen und hat sich und ihrer lebenswürdig charaktervollen Kunst viel treue Freunde gewonnen. Es bleibt nun abzuwarten, ob sich ihr Lebenswerk damit erschöpft hat oder ob sie die Kraft zu weiterem Aufstieg in sich trägt. Ist das letztere der Fall, so wird ihr Name bald, aller expressionistischen Tagesmode zum Trotz, in Deutschland einen allgemein bekannten und geachteten Klang gewinnen. Das Evangelium des neuen Ausdrucks in allen Ehren — aber wer uns Lebensfreude darbietet in diesen ernstesten Zeiten, der soll uns auch im Gewande von gestern hochwillkommen sein! —

Der Dichter

Immer und immer fühl' ich's, ob alt oder jung:
Ein Gebirg' in der Nacht, am Balkon ein wartendes Weib,
Eine weiße Straße im Mondschein mit sanftem Schwung —
Das reizt mir vor Sehnsucht das bange Herz aus dem Leib.

O brennende Welt, o du weißes Weib am Balkon,
Bellender Hund im Tal, fernrollende Eisenbahn,
O wie loget ihr, o wie bitter betrogt ihr mich schon!
Dennoch seid ihr noch immer mein süßester Traum und Bahn.

Oft versucht' ich den Weg in die schreckliche „Wirklichkeit“,
Wo Professor, Gesetz, Mode und Geldkurs gilt —
Über einsam entfloh ich immer, enttäuscht und befreit,
Dort hinüber, wo Traum und selige Narrheit quillt.
Schwüler Nachtwind im Baum, schwarze Zigeunerin,
Welt voll törichter Sehnsucht und Dichterdunst,
Herrliche Welt, der ich ewig verfallen bin,
Wo dein Wetterleuchten mir zuckt, wo deine Stimme mir ruft!

Hermann Hesse



Beethovens „Neunte“

Von Dr. Wilhelm Kleefeld



Neunte Symphonie! Wie Orgelklang, erhebend und jubelnd, braust es an unser Ohr. Wie ein feierliches Beten, aber auch wie ein stürmendes Hingeben, ein Hinauswachsen über den Drang der Alltäglichkeit. Neunte Symphonie!

Cornelius hat wahr gesungen, als er zum hundertsten Geburtstage Beethovens 1870 seinen Feuersang auf den Meister ausklingen ließ:

Auf, ihm nach! Den Flug nach oben —
Freunde, sei euch Lösungswort!
Wie euch Erden Schmerz umwoben,
Schauet nach dem Sterne dort,
Wer aus Leiden sich erhoben
Lebt in Geisteswonnen fort.
Ringt ihm nach im Siegeschor:
„Freude, schöner Götterfunken!“
Ringt zur Freude euch empor.

Wahr und zwingend ist das Wort: „Ringt zur Freude euch empor!“ Nicht im leisen Dämmern, im vergnüglichen Dahinträumen läßt uns Beethoven die Weihe der Freude zuteil werden. Wir müssen sie erkämpfen, erringen. Wir müssen des Lebens wirre und wechselnde Bilder schauen, wir müssen Unruhe und Taumel, Hingebung und Tollheit durchkosten, bis wir zur klaren und wahren Erkenntnis echter Freude gelangen.

Dies ist der Inhalt, dies ist auch das Programm der einzigartigen Dichtung in Tönen.

Welch ein Schicksal sollte ihr werden! Hatte man Beethovens Hauptwerken, wenn auch nach langem Wider-

streben, allmählich Gerechtigkeit zu zollen begonnen: gegen die Neunte wurde der Bannfluch geschleudert. Sie galt als verfehlt und infolgedessen verfemt.

Noch bis in unsere Zeit wirkte dieser Unverstand. Ein Hans von Bülow mußte noch vor einem Vierteljahrhundert die Hörer zum Aushalten zwingen. Er brachte es fertig, seinem Publikum zweimal hintereinander die Neunte „zumuten“; er stellte sich nach dem Verklingen der ersten Aufführung als Torwächter hin und zwang die Scharen mit den Augen, dazubleiben, durchbohrte einen einzelnen, der sich heimlich zu entfernen suchte, mit den Blicken, daß er fast in den Erdboden versank. Und wirklich brachte er es zustande: die Hörschaft „hielt“ auch die zweite Aufführung aus, und das Verständnis, die Ergriffenheit wuchs.

So mußte noch vor 25 Jahren das Publikum genötigt werden. Heute ist das Wunder erreicht. Die Neunte steht nicht mehr hinter ihren acht Schwestern zurück; sie hat sie überholt, sie hat sie alle weit hinter sich gelassen. Die Ankündigung der Neunten auf dem Programm bedeutet einen ausverkauften Saal, und man muß bereits fürchten, durch allzu häufige Wiederholungen werde die Erhebung bedrückt.

⌘

⌘

⌘

Im Lebensschicksal ähnelt die Neunte Goethes „Faust“. Von beiden Werken munkelte man, die Schöpfer hätten so viel „hineingeheimnigt“, daß ein gewöhnlicher Sterblicher dabei irr und wirr werden müsse. Auch die äußere Entstehung beider Werke weist verwandte Züge auf, wie bei Goethe fällt auch bei Beethoven die Vorstellung des Erlösungsgedankens, in den die neunte Symphonie ausklingt, eine reiche Spanne seiner Schaffenszeit aus.

Absichten zur Vertonung des Schillerschen Freudenhymnus regen sich schon in dem frühesten Lebensabschnitt; als dann die neunte Symphonie umgrenzt wurde, zogen sich Entwurf und Gestaltung durch viele Jahre hin, um nach langem Zaudern und Erwägen die Krönung in der Aufnahme dieses in der Frühzeit geplanten Gesanges zu finden. Beethoven hatte zunächst die Absicht, die Neunte mit den gleichen Mitteln durchzuführen wie die acht vorhergegangenen symphonischen Bekenntnisse: mit rein orchestralen.



Werbung
Farbige Radierung von Hela Peters



Der Aufstieg durch den Säulengang der Beethovenschen Symphonien ist ein unvergleichlicher. Nach den im Haydn'schen und Mozart'schen Geiste prangenden ersten beiden Symphonien setzt Beethoven mit der dritten, der Eroika, Musiker und Laienwelt in bewunderndes Erstaunen. Anlage und Durchführung der vier großzügigen Sätze boten ganz neue Ausblicke. Und nun der pulsierende Gedanke, der dem Werke Inhalt gab. Von Mund zu Mund ging die Kunde, der Tonheros habe das Werk Napoleon, dem Schlachtenheros, gewidmet; doch als der Konsul Bonaparte sich zum Kaiser krönen ließ, habe er das Titelblatt zerrissen über der Enttäuschung, daß auch dieser Gewaltige sich persönlichen Interessen unterwerfe. Nun ging das Werk hinaus mit dem mehrdeutigen Namen „heroische“ Symphonie und fand die eigentliche Anwendung mehr auf das Heldentum des allgemeinen Menschen in seinem Ringen, Kämpfen, Trauern und Erheben als auf einen kriegerisch und politisch die Mitwelt überragenden.

Auf die vierte Symphonie, die in launigem Humor, in prickelndem Witz ihr Genügen sucht, folgte die Fünfte, die Schicksals-Symphonie, die in ihren Zielen schon hinübergreift zu dem Schlußdenkmal der Neunten. Wem tönen nicht die drei wuchtigen Schläge ans Ohr, die dieser Symphonie Titel und Leitmotiv sind! „So klopft das Schicksal an die Pforte . . .“ Und wie ein Kampf gegen Macht und Ansturm des Schicksals baut sich diese C-Moll-Symphonie vor uns auf. Der kühn und geschlossen erfaßte erste Satz packt uns mit hinreißender Überzeugungsgewalt, das Andante sammelt alles Träumen und Sinnen unseres Gemütes und lenkt es zur Versöhnung. Das Scherzo aber leitet uns in zwingender Überlegenheit zu dem Schlußteil hin, der den Sieg und die Erlösung aus dräuenden Gefahren findet. So rang sich Beethovens Geist über alle Hemmnisse äußeren Geschehens zum inneren Triumphe durch.

Dem Weltgeschehen folgte das Hausidyll — ein ganz natürlicher Rückschlag. Die sechste, die Pastoral-Symphonie, lenkt unseren Blick in diesem Sinne ein wenig rückwärts. Und doch liegt auch gerade in ihr ein wesentliches Weiter-schreiten. Hatte der Meister in den bedeutsamsten sympho-

nischen Äußerungen bisher fast ungewollt und unbewußt dichterische Absichten in Tönen ausgedrückt, in der Eroica, in der Schicksalsymphonie, so verdichtet sich in der Pastorale das Unbewußte zu Zweck und Ziel. Hier wird zum erstenmal den einzelnen Sätzen ein festes dichterisches Programm unterlegt. In den fünf Sätzen — schon die Zahl weicht von dem Überkommenen ab — ist klar und deutlich das Werden und Vergehen eines Tages in der freien Natur, eines Aufenthalts auf dem Lande ausgedrückt. Die den einzelnen Sätzen beigegebenen Hinweise sprechen das rückhaltlos aus. „Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande . . . Szene am Bach . . . Lustiges Zusammensein der Landleute . . . Gewitter und Sturm . . . Hirtengesang, frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm.“ So die Überschriften der einzelnen Sätze, die freilich nach Beethovens eigener Aussage „mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei“ bedeuten sollen. Und doch — ist uns nicht, als ob wir den Meister mit seiner Sehnsucht nach Wiesengrün und Lannenduft vor uns wandeln sehen!

Diese uns heute verhältnismäßig harmlos erscheinende Tonsprache — bei all ihren Schönheiten und überraschenden Wendungen im einzelnen — zog dem Schöpfer große Anfeindungen zu. Man legte es ihm als Armutzeugnis aus, daß er Worte zu Hilfe rief, um seinen Tönen Ziel zu geben, daß er bildhafte Vorstellungen an die tonlichen Entwicklungen zu knüpfen suchte, daß er gleichsam sein Publikum, das er angeblich mit der Zaubergewalt der Klänge nicht bannen konnte, durch dichterische Vergleiche einzufangen suchte. Doch er ging aufrecht und unbeirrt seine Bahn, über die in dithyrambischer Freude dahinstürmende siebente und die von Behaglichkeit und witziger Laune getragene achte Symphonie zur neunten, zu der Bergeshöhe reinen, vollendeten Strebens, zu der Verklärung eines über alles Kleinliche und Niedrige emporragenden, in goldenem Glanze erstrahlenden Gedankenzieles.

Und hatte vorher Beethoven die Vorhaltung unmusikalischer Nebenabsichten seiner Gegner nicht geschreckt, so ließ er sich hier in dem zwingenden Lostringen zu dem Wurf des über Zeit und Raum hinausstrebenden Bekennt-

nisses nicht beirren. „Ich weiß, daß Gott mir näher ist wie den anderen in meiner Kunst — ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich hab' ihn jedesmal erkannt und verstanden — mir ist auch gar nicht bange um meine Musik — die kann kein böses Schicksal haben, wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich andere schleppen.“

So war es: die Neunte, die sich die Aufgabe stellte, die Menschen aus dem Erdenjammer zu erlösen, sie emporzuführen zu den hehren Gefühlen der Freude, der göttlichen Lenterin, sie mußte schließlich siegen und sie hat gestegt. Freilich nach wieviel Hemmungen, Irrungen und Wirrungen, nach wieviel Anfeindungen selbst großer Geister und Dichter, nach wieviel Jahren der Unterdrücktheit und des Unverständes! Durch all diese trüben Prüfungen hindurchgeführt, stieg endlich der Freudenhymnus zum reinen Äther allmenschlichen Fühlens und Verstehens auf.

⌘

⌘

⌘

Welche Summe von Gedankenarbeit ging der festen Erfassung dieser Symphonie voran! Die Skizzenbücher Beethovens zeigen es. Es ist ja bekannt, daß Beethoven stets mit einem Skizzenbuch ausgerüstet war, in dem er alle vorüberhuschenden Gedanken, flüchtige Einfälle und wertvolle Eindrücke, festhielt. Für die Jünger der Kunst, aber auch für die schlichten Musikliebhaber sind die Skizzenbücher ein rührendes Dokument. Wir ersehen daraus, welche Summe von Arbeit auch ein Beethoven anwandte, wie er für die großen, entscheidenden Gedanken, aber auch für kleine, episodenhafte Zwischenteile und Übergänge zahllose Erwägungen hatte, die er entwarf, umformte, wieder verwarf, um schließlich zu der festgemeißelten Endform zu kommen, die uns so einzig und unumstößlich richtig erscheint, daß wir ein längeres Zaudern und Versuchen kaum begreifen. Bei der Neunten geben nun die Skizzenbücher ganz besonders lehrreichen Aufschluß. Es darf nicht auffallen, daß die Gedanken zu den einzelnen Sätzen nicht in der Reihenfolge ihrer Verwendung in den Skizzen auftauchen. Wir müssen uns vorstellen, daß das Werk als Ganzes sich dem Schöpferdrang des Meisters offenbarte, zunächst in

schwachen, schwankenden Umrissen, deren allgemeine Andeutung erst ganz allmählich festere Form gewann. Die ruhelose Phantasie tastete nun bald hier, bald da an die unscheinbaren Gewebe, suchte hier einen Kern zu verdichten, kam wieder ab und holte an anderer Stelle zur Gestaltung aus — kurz, die Anläufe und Versuche verteilten sich über weit auseinanderliegende Stücke, die schaffende Phantasie aber hält das scheinbar Widerstrebende doch allzeit mit innerer Kraft zusammen und schmiedet schließlich mit zwingender Meisterschaft aus allen Teilen und Teilchen das Gesamtwerk, dessen einheitlichem Guß man die vorangegangenen Lastversuche nicht anmerkt, dessen überwältigende Größe uns zur ungehemmten feierlichen Bewunderung zwingt. Es kann daher ein Eingehen auf die kleinen Einzelheiten auch nichts von dieser übergewaltigen Bedeutung nehmen.

Schon 1793 hören wir aus einem Briefe des Staatsrates Fischenich aus Bonn an Charlotte von Schiller, daß Beethoven sich mit der Vertonung der Freudenode in einzelnen Teilen beschäftigte. Ein paar Jahre später sind kleine Bruchstücke in Töne gefaßt. Aber noch weist nicht der leiseste Gedanke auf die hehre Verwertung dieser leuchtenden Gedankenblitze, auf die neunte Symphonie und das Chor-Finale hin. Heinrich Schenker, ein bedeutender Vorkämpfer der neunten Symphonie und ein geistreicher Gedanken-deuter Beethovens, beschäftigt sich in achtunggebietender Gründlichkeit mit all diesen Erwägungen. Er führt alle einschlägigen Schriften und Urteile an und läßt rein sachlich feststellen: der Beginn der Komposition der neunten Symphonie ist an den Beginn des ersten Sazes gebunden. Die ersten Skizzen zu diesem Saze zeigen, daß Beethoven sich mit der Absicht trug, eine Symphonie zu schreiben. Sie finden sich auf einzelnen zerstreuten Blättern aus dem Jahre 1817. Die endgültige Ausführung beginnt freilich erst 1823. Und schon acht Jahre vorher, 1815, finden sich die Anläufe zu der Formung des zweiten Sazes. So schwirren die stürmischen Gedanken auf den Meister ein. Wenn wir es im großen überblicken: 1793 die Absicht, Schillers Ode musikalisch zu gestalten, 1798 kurze Nieder-

Schrift kleinster Bruchstücke. 1815 Skizzen zum zweiten Satz; dazwischen 1812 sogar einmal der Wunsch, etwas von ähnlichen Skizzen zu einer Ouvertüre zu benutzen. 1817 Angriff des ersten Satzes. Die Skizzen, die immer neue Umbildungen erfahren, lassen noch gar nicht ahnen, daß sie für die neunte Symphonie bestimmt sind. Im Jahre 1822 finden wir endlich die Melodie von „Freude, schöner Götterfunken“, so wie sie die endgültige Fassung zeigt; um die gleiche Zeit noch eine andere Fassung, die in der Folge verschwindet. Nun stand die Absicht, den Schlußsatz als Chor zu bilden, bei Beethoven fest. Wer aber glauben könnte, damit sei auch bereits die heutige Gestalt gegeben gewesen, der befände sich in größlichem Irrtum.

Bis zu dieser endgültigen Gestaltung mußte noch ein großer Gedankenprozeß durchmessen werden. Über die instrumentale Einleitung, die vorsichtige gesangliche Vorbereitung des eigentlichen Chortheiles hören wir: „Von einer vokal oder instrumentalen Einleitung zum Chorischen Teile, wie wir sie kennen, findet sich in den Skizzen aus der Zeit vor Juli 1823 keine Spur. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1823 und während der fortgesetzten Arbeit zur Komposition des Schiller'schen Textes kam Beethoven auf den Gedanken, die zuerst von den Blasinstrumenten vorgetragene Hauptmelodie mit einem rezitativartigen Vorspiel, ferner mit einem Anklang an den ersten Satz der Symphonie und mit einem jene Melodie ankündigenden Motiv einzuleiten. Damit war der erste Schritt zur jetzigen Einleitung geschehen. Es fehlte zunächst noch die Motivierung des Eintritts der Singstimmen durch Worte. Diese zu finden hat Mühe gekostet.“

So reden die auf Aussprüche der Zeitgenossen sich stützenden Ausdeuter Beethovens. Gewiß hat es Mühe gekostet — wie jedes Kunstwerk „Mühe kostet“. Man darf aber da nicht an das Handwerkliche denken. Beethoven rang seinem Genius all die kostbaren Früchte im zähen Geisteskampfe ab; es bedarf keines Hinweises, daß die ganz unerhörten Zielen zustrebende Neunte die stärkste Anspannung forderte. Wir aber haben uns beim Genuße dieses Meisterwurfes nicht um diese Zwischenstufen zu

kümmern. Höchstens zu dem Zweck, unsere Bewunderung zu steigern, können wir uns in die verzweigten Schaffensgänge der Entwicklung begeben.

Nach dem überirdisch verklingenden Adagio dröhnen die grellen, mistönenden, als toller Lärm wirkenden Fanfaren des beginnenden vierten Satzes an unser Ohr. Ein Anflug aus dem ersten Satz sucht abzulenken. Aber in energischer Rede widersprechen gleichsam die Kontrabässe. Der stürmische Rhythmus des zweiten Satzes versucht seinen Einfluß; er wird in ähnlicher Weise abgetan. Selbst das himmlische Adagio kann hier nicht helfen; aber ganz ohne Einfluß bleibt diese rührende Menschlichkeit nicht. Die Abwehr scheint gemildert; und nach ihr setzt ganz zaghaft und zurückhaltend zum erstenmal die Melodie der Ode ein, wird bald unterbrochen, wieder an anderer Stelle aufgenommen; schon scheint sie feste Haltung zu gewinnen, da zerreißt ein nochmaliger Aufschrei des ganzen Orchesters die Hoffnung.

Und nun diese geniale Führung, die uns wie mit Zauberschlag zu dem gewünschten Ziele hinträgt. Eine tiefe Solostimme wendet sich zu den gepanzerten Scharen: „O Freunde, nicht diese Töne! Sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere.“

Und ganz leise, kaum vernehmbar, setzen die Instrumente, nun in sich gefestigt, mit dem Freudenthema ein. Sie wissen, sie haben diese ihre Aufgabe zu erfüllen. Unbeirrt nehmen weitere Stimmen des Orchesters die Hymne auf, immer mächtiger schwillt es an, springt über auf den Chor, auf die Soli und wächst zur Fülle, zum Orkan, zu einer Welt des Wollens, die nur das eine Heil verkündet: die Erlösung durch die Freude.



Aber die Menschheit verstand die „Erlösung“ nicht. Als das Werk erschien, wurde es kühl und ablehnend aufgenommen, nach kurzer Zeit völlig beiseite geschoben. Es galt als eine Verirrung des schöpferischen Geistes. Und nicht nur die kleinen Neider redeten so, nein, auch die Führer im Reich der Töne blieben der Neunten fremd und fern. Ein Weber, ein Spohr, ein Schumann konnten

nicht die rechte Stellung zu dem Titanenwerk finden. Richard Wagner erst war berufen, den Bann zu brechen.

Seit den Kindheitstagen, da Wagner in arbeitsvollen Nächten sich über die Abschrift der Partitur gemacht hatte, seit der Jünglingszeit, da er in Paris die Orchesterproben dieser Symphonie wie im Taumel auf sich hatte wirken lassen, stand der Entschluß bei ihm fest, dieses unergründliche Werk zu ergründen, diesem künstlerischen Vermächtnis des Titanen zum schließlichen Siege zu verhelfen. Die Gelegenheit, sein im stillen gegebenes Wort einzulösen, bot sich, da er in Dresden an der Hofoper wirkte. Bei den Konzertaufführungen, die alljährlich mit der Opernleitung verbunden waren, fiel Wagner 1846 die Leitung eines Palmsonntag-Konzertes zu. Er beschloß, diese festliche Aufführung durch die Neunte zu krönen. Ein Schaudern ging durch die Reihen der Beteiligten; denn einige Jahre vorher hatte der neben Wagner an der Dresdner Hofoper wirkende Kapellmeister Reißiger den Versuch gewagt und einen beispiellosen Mißerfolg erzielt. Für Wagner wurde die Aufführung nun zur Ehrensache.

Richard Wagner setzte alles daran, für Meister Beethoven die Palme zu erringen.

Er selbst war von der Richtigkeit seiner Auffassung durchdrungen. Wie aber sollte er seine Musiker, sein Publikum davon überzeugen? Das war die schwere Frage, deren Beantwortung ihm den Entschluß zu einem vollkommenen Schlachtplan auferlegte. Zunächst die Musiker. Hier galt es jeden einzelnen zu gewinnen, jedem einzelnen gleichsam klarzumachen, wie er seinen Part aufzufassen, wiederzugeben habe. Denn bei der richtigen Wiedergabe — das stand bei Wagner fest — würde der Musiker sich schon der Schönheit des Werkes bewußt werden. So galt es, in der Besetzung, in Vortragsbezeichnung und Vortragsausführung den rechten Weg zu wählen. Boten die ersten Sätze schon manche versteckten Klippen, so lag die eigentliche Gefahr im Schlußsatz, in dem Aufbau der einleitenden Teile, in dem Höhepunkt der chorischen Apotheose. Da war das seltsame Rezitativ der Celli und Kontrabässe zu Beginn des letzten Teiles. Als ob Steine, Felsen und Berge

plötzlich Sprache bekämen und in übergewaltigem Ton zu der Menschheit redeten, so sollte diese freigemessene Ansprache der tiefen Saiteninstrumente sich vernehmen lassen. Nicht weniger als zwölf Sonderproben veranstaltete Wagner allein mit diesen Instrumenten, um die kurze Stelle in der sehnsüchtig erschauten Klangform zu erzwingen. Der Chor wurde durch frische, fernige Knabenstimmen gestützt und verstärkt.

Die Proben, die zahlreicher und anstrengender waren, als es den Sängern je begegnet, wußte Wagner so interessant zu gestalten, daß die Mitwirkenden nicht nur alles ruhig hinnahmen, sondern mit wachsender Begeisterung in der Sache wirkten. Und er brachte das Wunder zustande; es war nicht mehr eine gedrillte Chormasse, es war ein Heer von Begeisterten, die den Hymnus der Freude schließlich nicht mehr sangen, sondern wie in „höchster Entzückung“ hinausjubelten. Das war das Ziel, das Wagner vorgeschwehrt. Nur in diesem Sinne der „Entzückung“ konnten die so schwer sangbaren Teile bewältigt, trag- und wirkungsfähig gemacht werden.

In solch harter, unerbittlicher Arbeit rückte der Tag der Aufführung heran. Und nun kam das Letzte, das Wichtigste: das Publikum in schneller, packender Form zu rüsten.

Woher aber die Bilder nehmen, die eine Brücke des Verständnisses schlagen hülften? Ein kühner Gedanke mußte Rettung bringen. Goethes Faust sollte der Mittler werden. In freier, großzügiger Art griff Wagner Teile des Goetheschen Werkes heraus, das Erbe des Longestalters zu deuten, den einzelnen Teilen der Symphonie Geleitworte mitzugeben. Als Geleitwort des ersten Satzes gilt ihm:

Entbehren sollst du! sollst entbehren!

Im unaufhaltsam pochenden Scherzo greift die wilde Luft Platz:

Von Freud' ist nicht die Rede,
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß.

Das engelzarte Adagio verfehrt in andere Welten:

D tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder.

Dem Übergang vom dritten zum vierten Satz gibt er die Goethesche Deutung:

Über ach, schon fühl' ich bei dem besten Willen
Befriedigung noch nicht aus dem Busen quillen.
Welch holder Wahn — doch ach, ein Wähnen nur.

Und nun reißen Wagners Worte seine Gemeinde mit:
„Der Fortgang der musikalischen Dichtung drängt auf Entscheidung, auf eine Entscheidung, wie sie nur in der menschlichen Sprache ausgesprochen werden kann . . . ein bestimmter, sicherer Ausdruck ist gewonnen, in dem wir, von dem beherrschten Elemente der Instrumentalmusik getragen, klar und deutlich das ausgesprochen hören dürfen, was dem gequälten Streben nach Freude als festzuhaltendes höchstes Glück erscheinen muß . . . der Sieg, an dem wir nicht zweifeln, ist erkämpft . . . nun dringt im Hochgefühl der Freude der Ausspruch allgemeiner Menschenliebe aus der hochgeschwellten Brust hervor . . . im traulichsten Besitze des verliehenen Glückes, des wiedergewonnenen kindlichsten Sinnes für die Freude, geben wir uns ihrem Genuße hin . . . dem milden Glück der Freude folgt ihr Jubel: so schließen wir die Welt an unsere Brust, Jauchzen und Frohlocken erfüllt die Luft wie Donner des Gewölkes, wie Brausen des Meeres, die in ewiger Bewegung und wohlthätiger Erschütterung die Erde beleben und erhalten zur Freude der Menschen, denen Gott sie gab, um glücklich darauf zu sein.“

⌘

⌘

⌘

Das ist naturgemäß nicht das einzige dichterische Programm, das im Gedankenausgleich mit neuen künstlerischen Werten der Neunten eine Bahn zu schaffen trachtet. Gar manche Kraft im „Aus- und Unterlegen“ hat sich hier betätigt, meist ohne nachweislichen Erfolg. Da muß es uns staunen und freuen, wenn ein weit Abstehender, ein Sänger des kalten Nordens, mit leidenschaftlichem Willen sich die Macht der Beethovenschen Töne zu eigen zu machen weiß, wenn er sie umzuformen, in seiner ihm eigentümlichen Sprache zu verstehen und anderen verständlich zu machen sucht.

Holger Drachmann, der Däne, schöpft aus der Neunten ein dichterisches Erlebnis, das rein Persönliches mit allumfassend Menschlichem verknüpft. Das Bild des Schiffers, Not und Hoffnung des in dem Sturm der Meere Ringenden schweben ihm vor. Er sieht den Mann im Kampf mit den Fluten. Da er eben zu landen meint, schlägt das Boot um; aus der drohenden Gefahr aber weiß er sich auf die Klippe zu retten. Barmherzige Schwestern finden den betäubt Daliegenden und tragen ihn hinan zu einem hohen Bau, der weiten Ausblick heut, über Berge, Flüsse, Felder, Seen. Aus der Nacht ringt sich der Morgen durch; der Kämpfende stürmt in die blauen Berge. Da die Sonne ihre Kraft gewinnt, steht er auf der Felsenspitze und blickt über die Ferne hinaus wie über die ganze Welt.

So komm, komm her,
Du Welt an meine Brust!
Nicht kalt und leer
Ist dieses Lebens Sonnenwellenluft!
Du blendest nicht, der einzig wird geblendet,
Der zweifelnd von des Bornes Trant sich wendet,
Zur Uder seiner eignen stechen Quelle.
Die Mannesträne perlt juwelenhelle,
Die für die große Brüdersache stel,
Der Fuß, als wankt' er nie vor seinem Stel,
Trage des Herzens Sang mit Jubel fort:
Es ist ein Gott,
Der sich in jeder Seele kund gemacht,
Und um sein Wort
Halte die ganze Menschheit Ehrenwacht!

Die eigentliche Eroberung der Neunten für die Gemeinde der Musiker und Musikfreunde geschah, neben Liszt, durch Richard Wagner. Dem Verständnis des großen Volkes hat Hans von Bülow das hehre Werk erschlossen. Bis dahin gab es immer nur vereinzelte Darstellungen; seit Bülow ist die Neunte Gemeingut, Volksgut geworden. Sie hat ihre herrliche Macht über die Gemüter der Menschen ausgebreitet; und nicht nur in der Heimat des Meisters, in den Ländern aller Sprachen, aller Kulturen erklingt die Neunte heute als der Ausdruck höchsten symphonischen Erlebens, höchster klanglicher Hingabe an einen wahrhaft großen, unsterblichen Gedanken.

Kleine Geliebte —

Novelle von Carl Buscke

Am dritten September des Jahres 1917 nachmittags sechs Uhr kam Hauptmann Brinkmann in Braunschweig an; ein Hauptmann der Artillerie, der an der Front den Spitznamen ‚Das Scherenfernrohr‘ führte, denn er war ein Meter neunzig lang und trug vor den Augen eine Hornbrille mit kreisrunden Gläsern; im übrigen ein junger, schlanker Mensch frischen Gesichtes. Hauptmann Brinkmann ließ sein Gepäck, eine Handtasche und einen Rucksack, durch einen Kofferträger in ein Hotel bringen, erhielt ein Zimmer und begab sich zu einem Spaziergang in die Stadt. Nach einigen Minuten Weges merkte er, daß ein alter weißbärtiger Herr, der mit seinem Vater große Ähnlichkeit besaß, ihm folgte. Der Hauptmann ging in ein Geschäft, um Zigarren zu kaufen; der alte Herr trat sofort nach ihm ebenfalls in den Laden, musterte ihn eingehend von der Seite und schien eine Gelegenheit zu suchen, ihn anzusprechen. Um dem alten Herrn diesen Wunsch zu erleichtern, fragte der Hauptmann den Ladeninhaber, wo er als Ortsfremder hier wohl am besten zu Abend speisen könnte. Der alte Herr, den übrigens der Ladeninhaber mit ‚Herr Stadtrat‘ anredete, beschrieb dem Hauptmann sofort eine kleine Weinstube in nächster Nähe. Der Herr Hauptmann möge sich in das Hinterzimmer der Weinstube weisen lassen; dort sei er wohl aufgehoben. Der Hauptmann dankte für diesen Rat und suchte gleich danach die Weinstube auf. Das ihm beschriebene Hinterzimmer war ein altmodisch kleiner, zu Vereinszwecken hergerichteter Raum mit vielen Bildern, Geweihen, Zinntellern. Er saß dort in einem behaglichen Ledersofa als einziger Gast, wurde aufs beste gepflegt, hatte sich eine Flasche Wein bestellt und verweilte in aller Gemütsruhe reichlich zwei Stunden, bis er merkte, daß er müde wurde.

Dies Gefühl der Müdigkeit war hochwillkommen. Das war schon lange her, daß ihm ein Wein so gut geschmeckt hatte. Der Wein als Freund war lautlos in die Maschinenräume des Gehirns getreten und hatte Feierabend geboten. Das Hämmern hörte auf, das Dröhnen war zu Ende, Schwungräder und Drehbänke standen still. Der Wein als Freund verdunkelte Raum für Raum, schloß die Türen der Maschinenräume ab, stieg langsam, ein Licht in der Hand, auf dem Geheimgang hinab zu der Wohnung des Herzens, die Zimmer wurden warm, die Zimmer wurden hell, durch das offene Fenster kam frischer Hauch, und ein Schaukelstuhl war in dem Zimmer, und am Fenster standen Blumen in Töpfen. Der Wein als Freund kam, legte die Hand auf seine Schulter, neigte sich zu seinem Ohr: Das Licht des Lebens ist süß zu schauen.

Es hatte wirklich jemand die Hand auf die Schulter des Hauptmanns gelegt, es hatte wirklich jemand etwas in sein Ohr gesagt. Der Hauptmann riß die Augen auf. Der alte freundliche Herr mit dem weißen Vollbart war wieder da. „Verzeih'n Sie, ich glaube, ich war eingeschlafen.“

Der alte Herr setzte sich in die andere Ecke des Sofas. Er packte umständlich das Handwerkszeug seiner Behaglichkeit aus: eine Zigarrentasche, eine Streichholzbüchse, ein Taschenmesser, eine Meerschamspitze, einen Notizblock, einen Bleistift, und legte alles ausgerichtet vor sich auf den blankpolierten Tisch. „Wir kennen uns ja bereits,“ sagte der alte Herr, „Sie haben große Ähnlichkeit mit meinem Sohn, der gefallen ist. Wollen Sie jetzt mein Gast sein. Ich komme ...“ er machte Handbewegungen, als gäbe es vieles, was zu sagen sich nicht verlohne, „ich komme zweimal in der Woche hierher. Meine Wirtschafterin ist alt, es dauert mit dem Abendessen lang.“ Und nach einer Pause, während der Wirt den Wein brachte und der alte Herr für sich und seinen Gast einschenkte: „Ich verkehre an diesem Tisch seit reichlich dreißig Jahren. Früher einmal ging das in diesem Zimmer hoch her. Ich heiße Stadtrat Melchers.“

Der Hauptmann nannte seinen Namen. Er sei dem

alten Herrn für die Empfehlung dankbar. Er habe sich bereits vorgenommen, während seines Aufenthaltes jeden Abend hierherzukommen.

Der alte Herr stellte behutsame Fragen, der Hauptmann begann langsam zu erzählen. Daß er hier in Braunschweig sei, habe er einer Reihe von Zufällen zu danken. Er stände jetzt zwei Jahre im Westen, er habe achtzehn Monate keinen Urlaub gehabt. Gestern nachmittag, gerade als er mit seiner Batterie in Ruhestellung eingetroffen sei, habe sich für ihn unerwarteterweise die Möglichkeit eines vierwöchigen Urlaubs geboten. Er hätte nun rasch angeben müssen, wo er seinen Urlaub verbringen wolle, und da hätte er, ohne viel zu überlegen, und auch weil er zufällig den Namen des Hotels gewußt hätte, Braunschweig angegeben.

Nun wolle er also diese vier Wochen in Braunschweig verbringen, fragte der alte Herr.

Warum nicht? Es sei nämlich so: Er habe nicht recht gewußt, wohin er auf Urlaub gehen sollte. Sein Vater stände als General, seine Brüder als Majore im Felde, seine Mutter sei lange verstorben, und Verwandte, die er hätte aufsuchen können, besäße er nicht. Irgendwo im Osten hätte einmal ein Regimentskamerad, der inzwischen gefallen sei, ihm von Braunschweig erzählt. Der Kamerad sei zwar auch niemals in Braunschweig gewesen, er hätte aber die Stadt aus Abbildungen gekannt und ihm begeistert geschildert, was es hier alles zu sehen gäbe: Museen, alte Häuser, Bilder, schöne Straßen. Ja, kurz und gut, er wolle diese vier Wochen hierbleiben. Das Hotel sei viel zu teuer, er wolle sich morgen eine Pension suchen, viel spazieren gehn, behaglich leben und sich ein wenig erholen.

Der alte Herr nickte. Eine gute Pension könne er ihm sagen. Ob der Herr Hauptmann aktiver Offizier sei?

Bewahre. Er sei so etwas Ähnliches wie der Herr Stadtrat. Oder besser gesagt, er sei es gewesen. „Sehn Sie, ich war gerade bei Ausbruch des Krieges zum Beigeordneten in einer kleinen pommerischen Stadt ernannt. Ich hatte mich mächtig über diesen Posten gefreut. Ich hatte so eine hübsche kleine Wohnung mit Balkon und Blumentöpfen am Fenster, mit Schaukelstuhl und Sauber-

keit und einer netten Wirtin. Vier Wochen hat die ganze Herrlichkeit gedauert, dann rückte ich aus. Man zahlte mir mein Gehalt weiter, ich bekam Briefe und Liebesgaben, ich hatte sogar manchmal Heimweh nach der kleinen Stadt, die ich erst vier Wochen lang kannte. Dann, gerade vor einem Jahr, schrieb mir der Magistrat sehr freundlich, der Krieg daure immer länger, man wisse sich nicht anders zu helfen, als daß man mich bäte, freiwillig auf meinen Posten zu verzichten. Was blieb mir übrig? Wenn die Herren geahnt hätten, wie schwer mir dieser Verzicht sein würde, so würden sie mich wohl darum nicht gebeten haben.“

Der alte Herr fragte noch dies und das. Wie alt er sei? Einunddreißig. Weshalb er hinte? Schlacht bei Limanowa, 10. Dezember 1914. Ob er mit Begeisterung Soldat sei? Lange Pause: Nein. Ob er einen Rucksack bei sich habe? Ja. Der alte Herr stand auf und holte eine Wandkarte.

„Mein sehr verehrter Herr Brinkmann, Sie wollen einen guten Rat von mir annehmen. Was Sie sich vorgenommen haben, ist nicht richtig überlegt. Sie sagen selber, daß Sie erholungsbedürftig sind. Sie sehnen auch so aus. Der Urlaub ist dazu da, daß Sie später in Ihrem Dienst an der Front mit Freude an diese vier Wochen zurückdenken können. Sie werden gleich morgen früh um acht Uhr in der Richtung nach Goslar weiterreisen. Ich werde Ihnen jetzt an Hand dieser Karte aufschreiben, wie Sie jeden Tag mit Ausflügen und Wanderungen verleben werden. Sie werden mit mir in Verbindung bleiben, damit ich für jeden Tag Ihre genaue Adresse weiß, um Ihnen eine etwaige Nachricht Ihres Regimentes übermitteln zu können. — Wir wollen jetzt die Einzelheiten beratschlagen.“

O nein. Der Hauptmann Georg Brinkmann wurde von dem alten Herrn Stadtrat Melchers nicht viel gefragt, ob ihm diese Vorschläge genehm seien. Der Hauptmann Georg Brinkmann kam auch ernstlich nicht auf den Gedanken, diesem eifrigen und bedachten alten Herrn zu widersprechen. Er kam nicht einmal dazu, ehrlichen Herzens dem Herrn Stadtrat seine Dankbarkeit auszudrücken, denn es gab Anweisungen zu beachten und Fragen zu stellen

genug. Eine Stunde später war der Reiseplan bis in die kleinsten Einzelheiten fix und fertig. Der alte Herr brachte den Hauptmann bis an sein Hotel. „In Ihren Lebensjahren wartet man auf Abenteuer. Mindestens ein Abenteuer versprech' ich Ihnen.“ Die Nacht stand voll Sterne.

⌘

⌘

⌘

Als am anderen Morgen um acht Uhr der Hauptmann wirklich im Zuge saß, ärgerte er sich doch. Urlaub haben, heißt ein Recht auf Faulheit haben. Urlaub haben, heißt ausschlafen können, sich gehen lassen, dem lieben Herrgott mit Genuß die Zeit wegstehlen. Alte Herren begreifen das nicht mehr. Dafür saß er jetzt, aller Bequemlichkeit bar, in qualvoll überfülltem Zuge, dafür hatte er von heute an jeden Tag sein festes Programm, seine vorgeschriebene Marschleistung, die besorgniserfüllende Voraussicht von Überraschungen und Eindrücken. Nein, wahrhaftig, er war nicht sehr zufrieden. Zudem hatte er im letzten Augenblick, als der Zug sich in Bewegung setzte, seinen guten Fensterplatz einer Dame abtreten müssen. ‚Ich dummes Riesenscherenfernrohr.‘

Doch schon nach einer halben Stunde stiegen auf den Zwischenstationen fast sämtliche Reisende aus. Der Hauptmann hatte seinen Platz am Fenster, er saß der jungen Dame gegenüber. ‚Der alte Herr Melchers irrt sich,‘ dachte er. ‚Ich habe durchaus nicht die Absicht, Abenteuer zu erleben.‘

Die junge Dame studierte eifrig eine Harzkarte. Auf einer Haltestelle beugte sie sich durch das Fenster und fragte, wann der Zug in Harzburg einträte. Sie bekam keine Antwort, setzte sich wieder hin, und der Zug fuhr weiter.

Der Hauptmann freute sich. Reist so was Blondes und Vergnügtes in die Welt hinein und sitzt im falschen Zug . . . „Wir fahren nämlich gar nicht nach Harzburg, gnädiges Fräulein,“ belehrte er. „Dieser Zug fährt nach Goslar.“

„Nein,“ sagte die junge Dame ruhig, „das stimmt nicht. Der Zug fährt nach Harzburg. Ich werde doch nicht in einen falschen Zug einsteigen.“

Der Hauptmann freute sich innig: Blond, vergnügt und selbstbewußt obendrein. „Wir wollen abwarten, wer recht hat,“ sagte er.

„Gar nichts ist abzuwarten,“ erwiderte die junge Dame. „Ich habe doch hier die Karte in der Hand. Ich habe die Haltestellen auf der Karte verfolgt. Die nächste Station heißt Peine. Wir sind kurz vor Harzburg.“

Richtig, die nächste Station hieß Peine. Also war er in den falschen Zug eingestiegen. Sein Gesicht war unverhohlen fassungslos.

Jetzt freute sich die junge Dame. „In Harzburg soll es sehr hübsch sein.“ Sie lachte ihm fröhlich ins Gesicht.

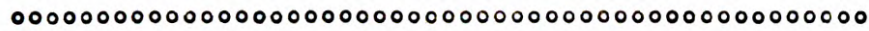
Der Hauptmann überlegte einen Augenblick: In Harzburg sollte er nach Anweisung des alten Herrn am Schlusse seiner Wanderungen eintreffen. Es stand danach nichts im Wege, die Wanderung umgekehrt zu machen. Es war auch durchaus nicht nötig, sich von dieser jungen Dame auslachen zu lassen. Er hatte von der Front her allerhand Lebensmittel in seinem Rucksack, Brot, Butter, Schinken, Wurst. Er begann zu frühstücken und lud die junge Dame zu seinem Frühstück ein. „Gern,“ sagte die junge Dame.

Blond, vergnügt, selbstbewußt und hübsch, stellte er fest. Sehr hübsch. Wie sieht sie aus? Wie eine schlanke blonde Pallas Athene sieht sie aus. Eine Pallas in Blond, dunkeläugig, mit dunkeln Wimpern; mit sehr weißem, zartem Gesicht und dem bewunderten Griechenprofil. Er kam noch einmal auf das frühere Gespräch zurück: „Übrigens hatten Sie es leicht, gnädiges Fräulein, sich über mich lustig zu machen. Sie kennen offenbar die Strecke. Ich fahre sie zum erstenmal.“

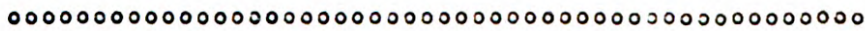
„O bitte, ich auch,“ beruhigte die junge Dame. „Der Unterschied ist lediglich, daß ich die Angewohnheit habe, aufzupassen.“

Nach einer Weile erzählte sie, daß sie nach Harzburg führe, um eine Stellung anzunehmen. „Als Erzieherin?“ „So etwas Ähnliches.“ Die junge Dame schien nicht geneigt, über ihre Person weitere Aufschlüsse zu geben.

Ehe er sich's versah, war der Zug in Harzburg. Der Hauptmann trug der jungen Dame die Handtasche bis zum Kofferträger, die junge Dame reichte ihm zum Abschied die Hand, er erledigte die Scherereien mit seiner Fahrkarte und ging nach dem Hotel, das der alte Herr Melchers ihm aufgeschrieben hatte.



Pferdeffempelung. Gemälde von Gertrud Stamm-Hagemann



Eine sehr hübsche junge Dame, sie reichte ihm fast bis an die Schulter. Schade. Weg war sie.

⌘

⌘

⌘

Sonnenschein, grüne Bäume, helle Häuser, eine Billenstadt. Ihm gefiel das hier. Wie wäre das, wenn man gleich zwei Tage hier bliebe? Lieber nicht. Er wollte wandern; die blauen Berge lockten. Gleich nach dem Mittagessen wollte er weiter. Mit dem Rucksack auf dem Rücken wandern wie ein Student und unterwegs singen. Wie lang war das her, daß er vor seinem Obersten gestanden hatte? War es zu denken, daß erst achtundvierzig Stunden darüber vergangen waren? „Amüfteren Sie sich recht gut, lieber Brintmann,“ hatte der Oberst gesagt. „Sie haben es verdient.“ An der nächsten Straßenecke stieß er mit der jungen Dame zusammen. Sie lachte.

„Nun? Ich denke, Sie wollten in Stellung gehn?“

Die blonde Pallas trug einen kleinen schwarzen Reisehut und vor dem Gesicht einen dünnen blaßlila Schleier. „Wollte ich auch. Was ich eben erlebt habe, das habe ich mir so ungefähr gedacht. Daß ich aber Sie gleich hier wiedertreffen würde, das habe ich mir nicht gedacht... Ich muß zur Bahn.“

Das lange Scherenfernrohr freute sich ehrlich. „Ich begleite Sie. Sie wollen doch nicht etwa gleich wieder fort?“

„Versteht sich. Gleich. Ich bin ärgerlich, merken Sie das nicht?“

„Eigentlich nein. Herunter mit dem Ärger. Was haben Sie erlebt?“

„Das erzähl' ich Ihnen ein andermal.“

„Wenn Sie jetzt zur Strafe, weil Sie mich vorher ausgelacht haben, etwa über Goslar reisen müssen, wohin ich eigentlich reisen wollte, so reise ich mit Ihnen.“

„Ich reise aber nicht nach Goslar. Fällt mir gar nicht ein. Ich reise ganz woanders hin.“ Es war leicht zu erkennen, daß die junge Dame erregt war. Sie war bestimmt mit allen ihren Gedanken ganz woanders.

„Irre ich nicht, gnädiges Fräulein, so wissen Sie im Augenblick selber nicht, wohin Sie reisen wollen.“

„Es würde mir gar keinen Spaß machen, Ihnen zu gestehn, daß Sie recht haben.“

„Aber vielleicht würde es Ihnen Spaß machen, wenn Sie jetzt erst mal mit mir zu Mittag essen wollten?“

„Die Ihnen bequeme Antwort kann ich Ihnen nicht geben. Doch immerhin: Zu Mittag muß ich schließlich irgendwo essen.“

Ein Hotel war in der Nähe. Sie saßen auf einer Terrasse im Freien. Die junge Dame nahm ihren Hut ab, legte den Kopf in die Hand und sah unbeweglich zu den Berghöhen hinüber. „Ehrlich, was ich jetzt eigentlich tun soll, weiß ich nicht.“

„Es soll in Harzburg sehr hübsch sein, hörte ich heute sagen.“

„Höhnen Sie nur. Den Gefallen, Angst zu bekommen, tue ich Ihnen nicht.“

Es dauerte ein paar Minuten, und das Gespräch wurde ernst. Der Hauptmann nannte seinen Namen. Der Hauptmann erzählte sein gestriges Erlebnis. Der alte Herr Melchers habe ihm Überraschungen für die Reise versprochen. Die erste Überraschung habe er ja nun.

Nach sehr vorsichtigen Fragen erfuhr der Hauptmann folgendes: Die junge Dame kam eben aus Hamburg. Sie war in Hamburg bei einer Freundin zu Gast gewesen, mit der zusammen sie in Berlin studiert hatte. Sie selber hatte vor kurzem ihr Doktorexamen bestanden, die Freundin war durch Familienverhältnisse plötzlich gezwungen, eine Stellung zu suchen. Die Freundin hatte jetzt eine solche Stellung in Süddeutschland angenommen. Unter den Antworten auf die Stellungsgesuche hatte sich auch ein Angebot aus Harzburg befunden, das zur engeren Wahl gestanden hatte. Ein Geheimrat Borwerk in Harzburg hatte eine halberwachsene Tochter, die auf einige Monate für das Reisezeugnis vorbereitet werden sollte. Dieser Geheimrat Borwerk war ein Kunstgelehrter von Ruf, und da die junge Dame die Hoffnung gehabt hatte, von diesem Gelehrten zu lernen, so hatte sie sich kurz entschlossen an Stelle ihrer Freundin zu diesem Posten gemeldet. Sie hatte diesen Posten aber bereits am 20. August antreten sollen.

Nun war allerhand dazwischen gekommen, sie hatte immer wieder die Abreise von Hamburg verschieben müssen, gestern hatte sie endlich abreisen können und gestern hatte sie auch telegraphiert: Sie käme. Was war geschehen? Als sie eben in der Wohnung des Geheimrats gewesen war, hatte ihr Telegramm uneröffnet im Flur auf dem Tisch gelegen, und die Gärtnersfrau hatte erzählt, daß der Geheimrat eine Lehrerin für seine Tochter bereits habe und daß er vor ein paar Tagen mit seiner Familie nach Bayern abgereist sei. „So. Und da sitze ich nun. Und mein Koffer steht noch in der Villa des Herrn Geheimrats.“

Für den Hauptmann war es schwer zu raten, was die junge Dame jetzt tun sollte. Denn auf weitere vorsichtige und freundliche Fragen über ihren Wohnort und ihre Familienverhältnisse gab die junge Dame nur unzulängliche Antwort. Sie grübelte: Das Einfachste sei, sie führe jetzt zu ihrer Schwester. Doch die Schwester wohnte in Breslau und war in Trauer, denn sie hatte erst vor kurzem im Felde ihren Mann verloren. „Ich weiß es jetzt: Ich fahre nach Hannover. Ich hab' in Hannover eine Freundin. Die Freundin ist gerade auf Ferien zu Hause.“

Es wurde verabredet, daß die junge Dame hier vom Hotel aus nach Hannover telephonieren sollte, ob sie willkommen sei. Sie hatten Mittag gegessen, sie tranken Kaffee und warteten zwei Stunden auf den Anschluß. Während die junge Dame telephonierte, stand der Hauptmann daneben und hörte nun auch ihren Namen. Dr. Lisbeth Hohgräfe. Die Freundin war nicht da. Die Freundin war nach Weimar verreist.

„Also fahre ich doch nach Breslau.“ Sie stand und dachte nach. „Nein, ich fahre nach Berlin. Ich bekomme in meiner Pension sicher Unterkunft. Abgemacht.“ Nach Berlin ging aber erst ein Zug morgen früh. „Also fahre ich morgen früh. Sie nehmen jetzt Ihren Koffer und wandern los. Ich begleite Sie noch ein Stück.“

Nein, das wollte er nicht. „Ich bleibe bei Ihnen, gnädiges Fräulein, ich leiste Ihnen Gesellschaft, ich habe ja nichts zu versäumen. Wir wollen zunächst Ihren Koffer abholen lassen. Sie ziehn für heute nacht in das Hotel,

das der alte Herr mir aufgeschrieben hat. Wir machen einen Spaziergang und überlegen weiter, was Sie tun sollen. Sind Sie einverstanden?"

Ja, sie war einverstanden. Er fragte, ob sie seinen Namen verstanden habe. „Ja, Georg Brinkmann.“ Ob er auch ihren Namen verstanden habe? „Ja, Lisbeth Hohgräfe.“

Sie machten einen langen, herrlichen Spaziergang. Sie kamen hungrig und müde spät am Abend in das Hotel. Das blonde Fräulein hatte sich fest entschlossen, am nächsten Morgen nach Berlin zu reisen.

Sie hatten sich schon die Hand zum Abschied gereicht, um schlafen zu gehen, als er sagte: „Mein gnädiges Fräulein, ich habe eine ernsthafte Bitte. Bleiben Sie bei mir. Wir verbringen diese vier Wochen zusammen.“ Er sah sie fest an. Sie errötete ein wenig, sie hielt seinen Blick aus, sie gab ihm die Hand, sie nickte: „Gern.“

⌘

⌘

⌘

Am anderen Morgen, einem frohen warmen Septembermorgen, begann die Wanderung. Das erste Reiseziel sollte ein Forsthaus sein, das neben einem vier Stunden entlegenen Dorfe namens Königswald lag. Das Gepäck der jungen Dame nahm die Post mit. Der Hauptmann trug seinen Rucksack auf dem Rücken.

In einer halben Stunde waren sie im Walde, der Weg ging bergan. Tannenwald und Einsamkeit, Morgentühe und rauschende Quellen, Blumen an den Wegen.

„Herrlicher Morgen, Kamerad,“ sagte der Hauptmann. „Ist der Ärger nun verflogen?“

„Ganz und gar verflogen, Kamerad,“ sagte die junge Dame. „Ehe ich eins vergesse: Ich habe alle meine Papiere bei mir, Geburtschein, Zeugnisse und so was. Bitte, heben Sie mir das auf. Und nehmen Sie auch mein Geld an sich. So. Danke. Nun ist das Aufpassen an Ihnen.“ Sie maß ihn von der Seite: „Mein Gott, was sind Sie lang. Wenn Sie einen Regulator aufziehen wollen, brauchen Sie nicht auf den Stuhl zu steigen.“

Er lachte in seiner Unbeholfenheit. „Ich finde es sehr hübsch, daß Sie so klein sind.“

„Bitte, mich hat man mein Leben lang die lange Elisabeth genannt. Und jetzt kommt einer und sagt, ich sei klein.“

„Und mich hat man mein Leben lang den langen Georg genannt. Erzählen Sie weiter von sich, Kamerad.“

„Erst erzählen Sie, Kamerad.“ Nun, er erzählte. Er erzählte langsam, eifrig und umständlich, wie es seine Art war, seine ganze Lebensgeschichte. Doch als sie nun an die Reihe kam, erfuhr er nur von ihrem Studium — sie hatte Rechtswissenschaft studiert — und von ihren vielen Freundinnen, von Nelly, von Käte, von Hanna und Else.

„Es scheint, Sie haben viele Freundinnen, Kamerad?!“

„Natürlich, Sie etwa nicht?“

Er antwortete bedächtig: „Freundinnen? Nein. Aber ein paar Freunde. Das heißt, sie sind alle tot.“

Sie wanderten eine lange Weile schweigend. Dann blieben sie stehn. Auf einer Waldlichtung ästen Hirsche. Das schöne Mädchen atmete tief auf.

Nun waren sie eine Stunde oder zwei gegangen und hatten noch keinen Menschen getroffen. Von Baum zu Baum begleitete ein neugieriger Zaunkönig, der kleine Einsiedlervogel, ihren Weg, Nußhäher kreischten auf, ein Eichhörnchen sprang vor ihnen quer über die Straße. Zwischen Farrenkraut und Steingeröll leuchteten steilhoch die blau-roten Blütenstauden des Fingerhutes. Das schöne Mädchen trug seinen Hut in der Hand und begann zu singen.

Der Tag wurde heiß, als sei es heißester Sommer. An einer Wegbiegung machten sie Rast. Der Hauptmann packte seinen Rucksack aus, und sie frühstückten. Und diesmal erwies sich der Rucksack viel ergiebiger als gestern: es gab Schinken und Eier, Wein und Schokolade. Die junge Dame wurde müde. „Lassen Sie mich ein bißchen schlafen, Kamerad.“ Sie legte den Kopf auf den Rucksack und schlief im Augenblick ein. Er streckte seine langen Beine aus und begann zu rauchen. ‚Stand ich nicht vor drei Tagen noch im brüllenden Krieg? Ich glaube, ich träume.‘ Er betrachtete nachdenklich ihr schmales junges Gesicht. Nachdenklich und voll Freude. ‚An meinem Abenteuer ist etwas ganz Besonderes hübsch: du gefällst mir ganz außerordentlich, blonde Pallas. Aber ich weiß be-

stimmt, daß ich mich nicht in dich verlieben werde. Ich weiß das, denn sonst hätte das schon geschehn müssen. Ich kenne mich.' — Als er den Rucksack wieder einpackte, verwahrte er darin auch ihre Papiere: er blätterte darin, Lisbeth Hohgräfe, zweiundzwanzig Jahre alt, Dr. juris, Tochter eines verstorbenen Oberbürgermeisters Hohgräfe, geboren in Stettin. Auch zwei Zeugnisse waren dabei, das eine von einer Bank, das andere von einer Handelskammer. Haushohe Zeugnisse. 'Bravo! blonde Pallas.'

Nach einer halben Stunde weckte er sie. Sie wanderten weiter. Nun waren sie reichlich fünf Stunden unterwegs, und das Dorf Königswald zeigte sich nicht. Er studierte die Karte. „Wir müssen in allernächster Nähe sein. Dort ist ein Wegweiser.“ Sein lahmer Fuß begann zu schmerzen.

Und auf einmal lag das Dorf vor ihnen im Tal, sanftgebetet in Wiesen, umrahmt von Wäldern, mit Kirchturm und roten Häusern, mit ein paar Menschen auf den Feldern, Bildnis tiefsten Behagens, weltferner Versunkenheit.

Er stand und starrte. „So kommen Sie doch . . . Was überlegen Sie, Kamerad?“ Er antwortete langsam: „Es kommt einem oft aus dem Sinn, weshalb man eigentlich draußen ist.“

Hundert Schritte abseits vom Dorf, dicht am Walde, lag das Forsthaus; ein schmuckes, gar nicht kleines Landhaus, weißgetüncht mit rotem Giebeldach, ein Hirschgeweih über dem Eingang, inmitten eines Gartens, der bunt und hoch in Blumen wucherte. Der Förster mit rotem Vollbart, ein breitschultriger Rübezahl, stand mit seinen Leckelhunden vor der Tür, rief seine Frau, und sie wurden rasch handelseins. Sie wollten über Nacht bleiben, sagte der Hauptmann, morgen früh sollte die Wanderung weitergehn. Ihnen wurden im oberen Stock zwei freundliche Zimmer angewiesen, die durch ein größeres Balkonzimmer getrennt waren. Ob noch weitere Gäste hier seien? Nein, sie seien die einzigen Gäste.

Sie ruhten sich aus, sie saßen den ganzen Nachmittag in dem Blumengarten, schwiegen und lächelten. Sie gingen vor dem Abendessen in den Wald, sie sahen sich an und nickten: Herrlich war das hier.

Die Förstersfrau brachte das Abendessen in die Gartenlaube: Milch, Käse, Eier, Speck und Wurst. „So gut hat es mir schon seit Jahren nicht geschmeckt, Kamerad,“ sagte sie. „Kamerad, ich hab' eine Bitte. Ich wage sie nur nicht recht.“

„Ich hab' auch einen Vorschlag, doch ich wage ihn auch nicht.“

„Vielleicht meinen wir beide dasselbe.“

„Dann sagen Sie Ihre Bitte zuerst.“

„Nein, Sie, denn Sie sind die Jüngere.“

„Wieviel Worte hat Ihre Bitte?“

„Fünf.“

Sie überlegte lange, lächelte und zählte an den Fingern ab: „Meine Bitte hat auch fünf Worte. Jeder schreibt jetzt die fünf Worte auf ein Zettelchen und faltet das Zettelchen so, daß auf jeder Falte ein Wort steht. Dann tauschen wir die Zettelchen, und dann lesen Sie zuerst das erste Wort auf meinem Zettel laut vor und ich das erste Wort auf Ihrem Zettel und so fort.“

Sie schrieben und lasen: „Ich möchte noch morgen hierbleiben,“ stand auf beiden Zettelchen.

⌘ ⌘ ⌘

Als sie vierzehn Tage in dem Forsthaus gelebt hatten, sagten sie längst nicht mehr Kamerad zueinander. Sie sagten Lisbeth und Georg. In den ersten Tagen hatten beide lange auf ihren Zimmern verweilt, denn es war für ihn nötig, an Schlaf vieles nachzuholen. In der ersten Woche gab es viele Stunden, in denen er grüblerisch und schweigsam war. „Haben Sie nicht gut geschlafen?“ Er gab keine Antwort. „Fühlen Sie sich nicht wohl?“ Er schüttelte den Kopf. „Reden wir nicht darüber. Es ist der Gedanke an das Brauen.“ Er hatte nur seinen feldgrauen Waffenrock mit sich. Der freundliche Rübezahl ließ ihm eine leinene Tonne und eine Jagdmütze. In den ersten Tagen waren sie viel gewandert. Nach einer Woche gingen sie nur noch in der nächsten Umgebung spazieren, saßen in dem Blumengarten, waren von den frühen Morgenstunden an bis tief in den Abend beisammen. Es kamen ein paar Regentage, sie blieben auf der Veranda und spielten ein

Kartenspiel. Es kamen wieder Sonne und Wärme, es kamen lange Stunden Gespräche. Er sah in ihr klares, kluges Gesicht: „Ich will es Ihnen gestehn, Lisbeth. Ich bin nichts anderes als ein Durchschnittsmensch. ‚Mäßig begabt‘, das stand schon fest, als ich fünf Jahre alt war. Ich bin der jüngste von meinen Brüdern. Der jüngste und der geringste. Die beiden anderen, hei, die kamen im Fluge vorwärts. Ich war dem Vater nicht energisch, den Brüdern nicht lustig genug. Sie sonderten sich alle von mir ab. Das quält mich immer.“

„Mich quält auch manches, Georg,“ sagte sie. Sie hatte zwei Wochen lang vermieden, von sich und ihrem Leben zu erzählen. Er war mit Absicht nicht in sie gedrungen. Sie erzählte eines Tages ihre Geschichte ganz von selbst: ihre Mutter hatte nach dem Tode ihres Vaters noch einmal geheiratet. Das hatten die beiden heranwachsenden Töchter der Mutter nicht verziehen. Die ältere Schwester, die eben Witwe geworden war, hatte die Mutter wohl ab und zu gesehn. Sie selber war seit Jahren der Mutter entfremdet. Sie sah ihn traurig lächelnd an. „Ich habe Ihnen meine ganze Lebensgeschichte schon damals in der Eisenbahn erzählt, Georg. Als ich sagte, ich sei gewohnt, auf mich selber aufzupassen.“

„Damals, Lisbeth, als wir in dem Harzburger Hotel zu Mittag aßen und Sie mir erzählten, daß Sie hätten eine Stellung annehmen wollen, hatte ich den Eindruck, als trügen Sie noch einen anderen schweren Kummer.“

„Das ist richtig, Georg. Ich liebte jemand, der doppelt so alt war wie ich und Frau und Kinder hatte. Deshalb war ich vor einem Vierteljahr nach Hamburg gefahren und deshalb wollte ich die Stelle annehmen.“

Das schöne Mädchen hatte in diesen zwei Wochen nicht nur ihren Troß und ihre Zurückhaltung, ihre Spottlust aufgegeben; die blonde Pallas war sanft, nachdenklich geworden, eine prachtvolle Freundin, ihm jetzt so vertraut wie sonst kein Mensch. Er stand nachts an dem Fenster seines Zimmers und schaute in die Dunkelheit: „Himmel, hab' Dank für diese Tage. Hab' ich nicht recht gehabt? Ich bin nie einen Augenblick



Spielerei
Bronzebildwerk von Prof. Math. Molitor



in dich verliebt gewesen, kleine Geliebte. Denn ich liebe dich.'

Als die dritte Woche begann, an einem Mittwoch, sagte der Rübezahl: „Am Sonnabend haben wir ein Festessen. Meine Frau hat Geburtstag. Es soll einen Hammelbraten geben und Hühnersuppe.“ „Ich werde aus Harzburg Wein kommen lassen,“ sagte Georg, „wir feiern mit.“ „Und ich werde mit Ihrer Frau einen großen Kuchen backen,“ sagte Lisbeth. „Ich habe es schon besprochen.“

An diesem Mittwoch wich seine Hand nicht aus der ihren. An diesem Mittwoch abend küßten sie sich zum erstenmal.

In der Nacht auf Donnerstag lag Georg lange Stunden schlaflos. Noch dreizehn Tage, nein, nur noch elf. Mindestens zwei Tage gingen mit der Reise verloren. Nur noch elf Tage...

Am Donnerstag früh sagte Georg: „Verzeihn Sie, Lisbeth, ich habe Vorbereitungen zu unserem Fest. Ich muß eine halbe Stunde mit dem Förster allein sein.“ Als er wieder kam, war er wortfarg und enttäuscht. Sie lächelte verwundert. Am Abend hatte er eine zweite lange Unterredung mit dem Förster. Nun auf einmal war er strahlender Laune, lustig und übermütig.

Am Sonnabend früh, als sie beide der Förstersfrau gratuliert und sie mit Schokolade beschenkt hatten, sagte nach dem Frühstück Georg nebenhin: „Lisbeth, der Förster läßt Sie übrigens bitten, um neun Uhr, also in zehn Minuten, sich für einen Augenblick auf sein Amtszimmer zu bemühen. Ich weiß nicht, was der Mann vorhat.“

„Was soll er vorhaben? Es wird nichts Wichtiges sein. Ich gehe gleich.“

„Nein, Lisbeth, erst in zehn Minuten. Er sagt, es sei etwas Wichtiges.“ Er streichelte ihre Hand. „Ich habe Herzklopfen, Lisbeth, wie kommt das nur?“ Die Minuten vergingen in Schweigen. „So, jetzt müssen Sie gehen. Liebe Lisbeth, kleine Geliebte...“

Sie lächelte verwundert, sie ging gehorsam. „Gleich bin ich wieder bei Ihnen. Ich hab' heut nacht von Ihnen geträumt.“ Sie stand schon an der Tür, als sie noch ein-

mal umkehrte, ihn schweigend umhalste und küßte. Als sie gegangen war, schlug Georg die Hände vor den Kopf und stürmte in dem kleinen Zimmer auf und ab, lachte, ballte die Hände zu Fäusten, stand und lauschte. Ja oder nein? Nein oder ja? Er lachte. Sein Herz jauchzte vor Freude. Draußen rief dröhnend die Stimme des Försters: „Herr Hauptmann, rasch! Rasch! Herr Hauptmann!“

Der Förster stand in seinem Amtszimmer, trug einen schwarzen Gehrock und machte ein feierliches Gesicht. Auf seinem Schreibtisch lag ein großes Buch aufgeschlagen, ein schweres großes Buch mit weißen Seiten. Rechts und links von dem Buch standen zwei rundbuschige Blumentöpfe und zwei brennende Kerzen in Porzellanleuchtern. Hinter dem Schreibtisch, dem Förster gegenüber, stand Lisbeth, unbeweglich und glutübergossen, mit zuckenden Lippen, unbeweglich die seitwärts gestellten, glänzenden Augen auf Georg gerichtet, der in das Zimmer getreten war.

„Wollen Sie sich neben das Fräulein stellen, Herr Hauptmann,“ sagte mit merkwürdiger Feierlichkeit der Förster. Dann öffnete er eine zweite Tür nach dem Hof, und der Försterlehrling und ein Waldarbeiter, beide im Sonntagsrock und beide verlegen grinsend, stellten sich an der Tür in Positur.

Der Förster stand an dem Schreibtisch vor dem großen Buch und begann mit niedergeschlagenen Augen, den Kopf im Nacken, so daß der rote Vollbart wagerecht stand, mühevoll nach den rechten Worten suchend, eine Rede zu halten. Es sei ja nicht ganz leicht gewesen . . . ja . . . Da doch weder der Herr Hauptmann noch die junge Dame ihren Wohnsitz im Orte habe . . . Doch, nun, der Herr Hauptmann wisse es ja . . . er habe sich an die Königliche Regierung gewandt . . . und heute morgen sei ja nun wirklich die Erlaubnis eingetroffen . . . Es sei eine ernste und feierliche Handlung, zu der man sich zusammengefunden habe . . . Und da die Herzen froh und voll Liebe seien, so werde auch der liebe Gott seinen Segen geben . . . und im Kriege müsse das Standesamt die Kirche vertreten . . . Es kam eine sehr lange Pause, die der Zeisig in seinem Vogelbauer auf dem Fensterbrett benutzte, um einen hellen Ge-

sang anzustimmen. Der Förster mit dem roten Vollbart wollte wohl noch mehr sagen, aber er war selber ergriffen. „So frage ich Sie, Herr Hauptmann Brintmann, sind Sie bereit, in den Ehestand zu treten mit dem Fräulein Lisbeth Hohgräfe, so beantworten Sie diese Frage mit einem Ja.“

„Ja,“ sagte Georg. Dann wurde die entsprechende Frage an Lisbeth gerichtet. „Ja,“ sagte Lisbeth.

„So sind Sie kraft des Gesetzes rechtmäßig verbundene Eheleute.“

Und wieder eine Pause. Der Förster reichte den Federhalter; die Hochzeitsleute und die beiden Trauzeugen hatten ihren Namen in das große Buch einzutragen. Der Förster streckte seine Hand zum Glückwunsch aus.

Die Förstersfrau kam und brachte einen Kranz, der aus den Blumen des Gartens geflochten war. Myrten und Brautjungfern seien in der Eile nicht aufzutreiben gewesen, so möge der jungen Frau dieser Blumenkranz gefallen. „Das ist ein kurzer Brautstand gewesen, Frau Hauptmann,“ sagte die Förstersfrau. „Kaum drei Minuten hat das gedauert. Gott soll uns bewahren, was sind das für Zeiten.“

Dann wurde Hochzeit gefeiert, so gut es ging, zusammen mit dem Geburtstag der Förstersfrau, mit Hühnersuppe, Hammelbraten und Eierspeise, mit zwei Flaschen Wein und einem Napftuchen.

Noch vier Tage, noch vier ganze Tage. Es gab nicht Zeit, an Angehörige und Freunde zu denken und ihnen zu schreiben. Für diese Briefe war Zeit genug, wenn sie getrennt waren. Noch vier Tage, noch drei Tage. Sie sprachen mit keinem Wort von Abschiednehmen, sie gingen engumschlungen in Dual und Freude. Noch zwei Tage. Der letzte Tag.

Wo die junge Frau bleiben sollte, war hin und her besprochen worden. Sie wollte unbedingt bis zur letzten Stunde der Trennung mit ihrem Mann zusammensein, ihn deshalb bis Düsseldorf begleiten und dort für die ersten Wochen bleiben, um rasch seine ersten Briefe zu haben. Was dann aus ihr werden sollte, stand dahin. Sie wollte

voraussichtlich irgendwo, Beziehungen hatte sie genug, einen Posten bei einer Kriegsamtsstelle annehmen. Solche Posten waren ja leicht zu finden. Sie war im ersten Jahr des Krieges Pflegerin an einem Krankenhaus gewesen: es war ihr ebenso lieb, auch wieder Kranke zu pflegen. Schließlich hatte sich auch der Stadtrat Melchers, der mit Georg in fortdauernder Verbindung gestanden hatte, erboten, die junge Frau in Braunschweig zu betreuen und ihr dort eine Stellung zu verschaffen. Im Notfall wollte sie also nach Braunschweig reisen. Es waren das alles so gleichgültige Fragen, unnütz, viel darüber zu reden.

Der letzte Tag. Sie nahmen Abschied von dem kleinen Heim, von dem stillen Dorf, von den Lieblingsplätzen im Wald, von ihren freundlichen Wirtsleuten. Sie gingen zu Fuß den Weg von Königswald nach Harzburg zurück. Erinnerungsstätten: Hier hatten sie gefrühstückt, hier war die Eichelkaze über den Weg gelaufen, hier hatten die Hirsche gestanden.

In Düsseldorf auf dem Bahnhof trennten sie sich, zwei blass, bitterlich lächelnde Menschen. Kleine Geliebte . . .

§

§

§

Am 5. Oktober vier Uhr früh stand Georg wieder in Frontstellung. Es hieß, gegenüber lagen die Amerikaner. Am 8. Oktober halb vier Uhr früh geschah der Angriff.

Als Georg sich umsah, lag er in einem Lazarett. Es schien Morgen zu sein. Er hatte keine Schmerzen. Sein Bett lag dicht an einem Fenster, er konnte ins Freie sehn. Die Gegend kannte er gut. Das war die Ferme Malval, drei Kilometer davor lag sein Stand. Also wieder einmal verwundet, also dies hier ein Feldlazarett. Der rechte Arm war verbunden, jetzt schmerzte die Schulter. Ärzte gingen ab und zu, fremde Menschen, er sah das alles nicht deutlich. Er wandte den Kopf; neben ihm lag ein dunkelgebräunter Mann, ein französischer Kapitän. Er fragte, welcher Tag es sei. Der Nachbar begann eine kleine Unterhaltung: Er freue sich, daß es dem Herrn Kameraden wieder gut ginge. „Liege ich schon lange hier?“ Er wisse es nicht, sagte der Kapitän, er selber läge erst zehn Tage hier. Er habe gehört, der Herr Kamerad sei zuerst für tot gehalten

worden. Die amerikanischen Ärzte seien gut. „Wer? Die amerikanischen Ärzte?“ Jawohl doch, das Lazarett stände unter amerikanischer Leitung.

Also gefangen. In Stunden oder Tagen — das war für ihn nicht zu unterscheiden — kam Georg wieder zur Besinnung. Die Pflege war gut, die Leute waren freundlich. Jawohl, man hatte ihn für tot gehalten. Nun sei er außer Gefahr. Er würde wieder gesund werden. Eine Schwester kam und fragte, ob er nicht wünsche, seinen Angehörigen Nachricht zu geben, daß er lebe. Seiner Mutter vielleicht. Oder ob er eine Frau habe. Er dachte lange nach: Ja, richtig, natürlich . . . er lachte beschämt, ja, er habe eine Frau. Um Himmels willen, die Schwester möge gleich für ihn schreiben. Welcher Tag heute sei? Der 12. November. Er lachte: Nicht doch, der 12. Oktober. Nein, heute sei der 12. November. Die Schwester notierte die Adresse. Kleine Geliebte. Er versank wieder in Nebel.

Die nächste Erinnerung war, daß auf dem Hof neben dem Fenster eine Granate einschlug. Flieger, sagte der Kapitän neben ihm. Gleich kamen neue Granaten. Das Dorf lag unter schwerem Minenfeuer. Nachts brannten die Häuser in der Nachbarschaft. Was war das? Er lag auf einer Tragbahre, und die Bahre trugen deutsche Sanitätsoldaten. „Wie kommt ihr denn hierher?“ Auskunft: Das Dorf war vorgestern zurückgenommen. Der Herr Hauptmann käme gleich in einen Lazarettzug.

Auf diese Fahrt besann er sich deutlich, denn er hatte wütende Schmerzen, Durst und Hunger empfunden. Auf einmal hingen an den Wänden wunderliche, in die Mauer eingelassene Bilder, und der Stuhl neben seinem Bett war damastbespannt. Er sah seine abgemagerte linke Hand an. „Donnerwetter, ich muß schwer krank gewesen sein.“ Ein junger Arzt beugte sich über ihn: der Herr Hauptmann sei mit schwerem Fieber, Brust- und Armschuß hier in Gent eingeliefert worden. Der Herr Hauptmann habe zu seinen Verwundungen zudem Typhus gehabt. „Wir werden jetzt, nehme ich an, Ende November haben?“ Ach, nein. Anfang Januar. „Ist meine Frau benachrichtigt?“ Der Herr Hauptmann möge beruhigt sein: Der Herr Haupt-

mann habe während seiner Krankheit oft gebeten, daß der Frau Gemahlin geschrieben werden sollte. Da man den Wohnort der Frau Gemahlin nicht gewußt habe, sei an das Regiment geschrieben und gebeten worden, die Frau Gemahlin zu benachrichtigen. Briefe an ihn seien nicht gekommen? Nein.

Anderen Tages fand sich jemand, dem er Briefe diktieren konnte. Einen Brief an seine Frau nach Düsseldorf, einen anderen — da er unsicher war, ob seine Frau noch in Düsseldorf wohnte — an Herrn Stadtrat Melchers mit der Bitte, seine Frau zu benachrichtigen, einen dritten Brief an seinen Vater. Ein Vierteljahr hatte die arme Frau nun keine Nachricht von ihm; sie wußte wenigstens, daß er lebte. Das war ein Trost. Herrlich, der Arzt hatte gesagt, in zwei Wochen könnte er nach Deutschland reisen. „O du, wie freue ich mich. Ich sehe dich wieder.“

Es war ein Dienstag, als er zum erstenmal Erlaubnis hatte, das Bett zu verlassen und am Fenster zu sitzen. Er mußte zum Fenster getragen werden. Er sah sein Gesicht im Spiegel, ein langes weißes Gesicht mit einem langen Vollbart. Wer kam? Der dicke, vergnügte Stabsarzt Cornelius kam. Er prallte zurück, als er ihn sah. „Herrgott, Scherenfernrohr, sind Sie das wirklich?“ „Weshalb entsetzt Sie das so?“ „Ja, bester Hauptmann Brinkmann, ich habe gemeint, Sie seien tot?! Ich habe mit meinen eigenen Augen Ihre Todesanzeige in den Zeitungen gelesen . . . Es ist jeder Irrtum ausgeschlossen, ich besinne mich genau auf den Nachruf des Obersten. Der Major Hünecke hat mir noch vor zwei Wochen erzählt, daß Sie bei einem Sturmangriff gefallen seien und daß das Regiment die Todesnachricht über die Schweiz erhalten habe.“ Der Kranke starrte ihn an: „Mein Gott, dann ist meine Frau durch das Regiment sicher von meinem Tode benachrichtigt worden?“ Wenn er die Adresse seiner Frau angegeben habe, so sei das zweifellos geschehn. „Telegraphieren Sie doch gleich mal an das Regiment, Scherenfernrohr.“

Das geschah. Anderen Tages antwortete der Adjutant: Jawohl, die Todesanzeige sei erfolgt, da er laut Nachricht aus der Schweiz am 10. Oktober gefallen sei.

Eine andere Adresse seiner Frau als die Pension in Düsseldorf sei nicht bekannt. Herzliche Wünsche zur Genesung.

Dann kam ein langer Brief des Stadtrats Melchers, er sei beglückt, daß Georg am Leben sei. Seine Frau habe ihm aus Düsseldorf Mitte Oktober seinen Tod mitgeteilt. Seine Frau habe geschrieben, sie beabsichtigte, vorerst zu einer Freundin zu fahren. Er habe sie sofort eingeladen, zu ihm nach Braunschweig zu kommen, habe aber auf diesen Brief keine Antwort bekommen und wisse nicht, wo seine Frau sich augenblicklich aufhalte.

Die Pension in Düsseldorf würde es wissen, hoffte Georg. Doch die Pension in Düsseldorf konnte nur mitteilen, daß die gnädige Frau am 20. Oktober abgereist sei; man glaube sich zu entsinnen, daß sie habe nach Bremen oder Hannover reisen wollen.

O, das war ja eine verheulene Geschichte. Nun durfte er in einer Woche zurück nach Deutschland und wußte nicht, wo seine Frau war. Was in aller Welt sollte er nun tun? An den Förster in Königswald hatte er telegraphiert. Der Förster hatte geschrieben, er wisse nichts.

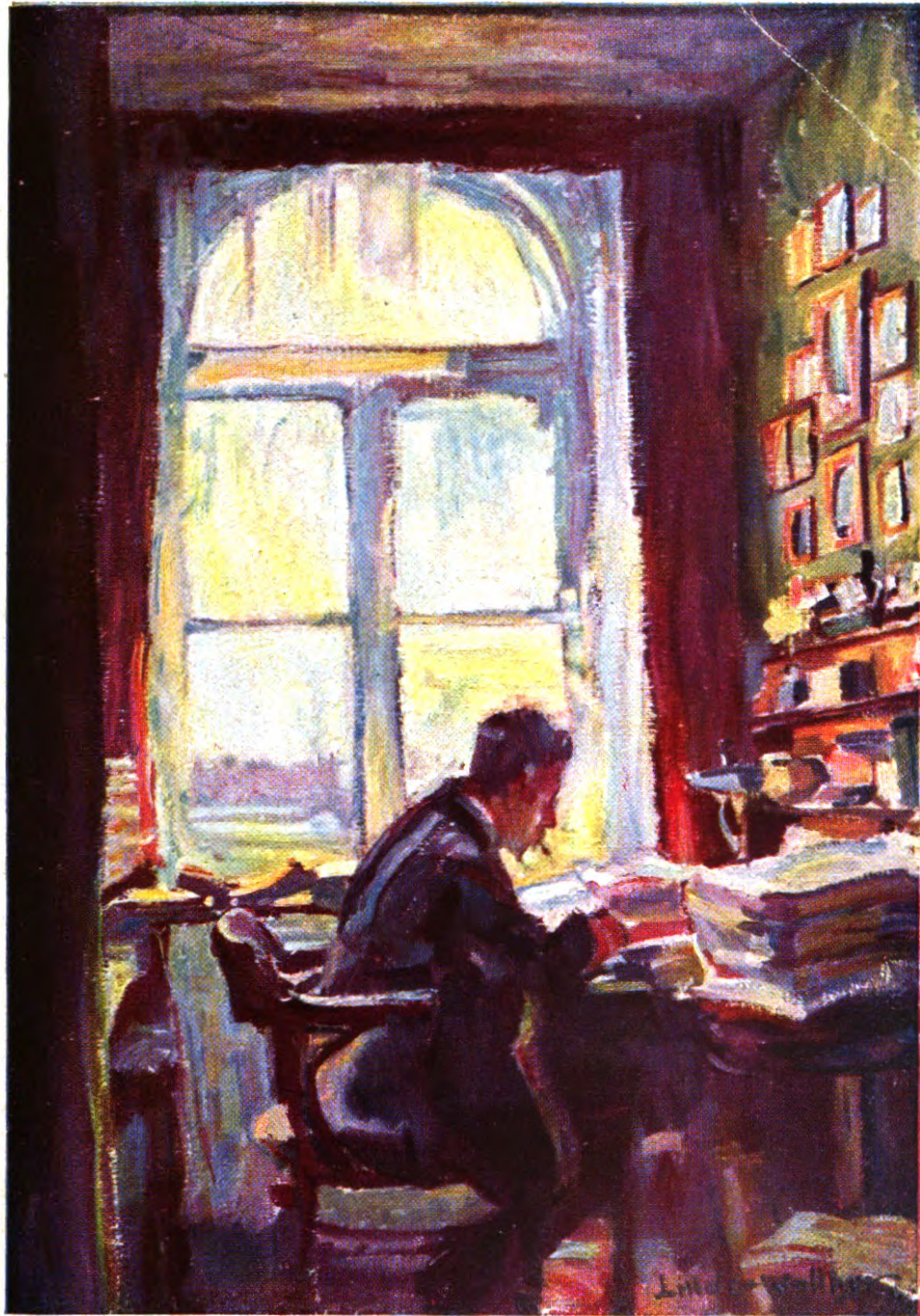
Mitte Februar wurde er entlassen, und zwar dauernd entlassen. Seine Lungen waren angegriffen, sein rechter Arm hing lahm. Was sollte er in Deutschland? Er fand sofort eine Anstellung bei der Zivilverwaltung in Brüssel. Nun hieß es nachzudenken, planmäßig vorzugehen, wie der Aufenthalt seiner Frau zu ermitteln war. Halt, die Mutter von Elisabeth wohnte in Wiesbaden. Er schrieb dorthin. Der Brief kam als unbestellbar zurück. Die Schwester von Elisabeth war an einen Hauptmann oder Major in Breslau verheiratet gewesen. Er hatte den Namen ihres Mannes undeutlich wie König oder Könnecke in Erinnerung. Der Oberbürgermeister von Breslau antwortete sehr liebenswürdig mit einem ausführlichen Schreiben, in dem eine Reihe von Namen und Adressen angegeben wurden. Doch die Namen stimmten nicht. Er ließ sich ein Adreßbuch von Breslau kommen und sah alle Namen, die mit dem Buchstaben K anfangen, durch. Er studierte vergeblich die letzten Jahrgänge der Rangliste. Ihm fiel der Geheimrat Vorwerk in Harzburg ein. Vielleicht besaß der Geheimrat noch

den Briefwechsel mit Lisbeth, und vielleicht ließ sich aus dem Briefwechsel der Nachname der Hamburger Freundin, die Nelly mit Vornamen hieß, ermitteln. Nichts, Geheimrat Vorwerk besaß den Briefwechsel nicht mehr. Nochmaliges Schreiben an das Regiment: vielleicht war Lisbeth wegen einer Witwenunterstützung vorstellig geworden. Das Regiment schrieb, daß ein solches Gesuch nicht eingegangen sei. Er schrieb an seinen Vater und fragte, ob an den Vater eine Dame geschrieben habe. Der General antwortete verwundert, er wisse von einem solchen Schreiben nichts.

Er hatte seinen Dienst in Brüssel im Februar angetreten, nun war es Juli. Lisbeth, Lisbeth, kleine Geliebte, geliebte Frau. Er hatte nicht ein Bild von ihr, kein kleinstes Erinnerungszeichen, er trug nicht einmal einen Trauring. Es konnte doch nicht so weiter gehen, er mußte sie doch finden. Er ließ in drei großen Zeitungen folgende Anzeige einrücken: „Erinnerung an das Forsthaus Königswald. Lisbeth, Dein Mann lebt und ist gesund. Gib Nachricht nach Braunschweig.“ Die Anzeigen kosteten ein Heidengeld. Erfolg hatten sie nicht.

Nun kam der Herbst. Nun kam der 10. Oktober, der Tag, an dem er gefallen sein sollte. Ob sie um ihn trauerte? In pechschwarzer Nacht Hohngelächter an seinem Ohr: in einem Jahr nach dem Tode darf die Witwe wieder heiraten. Er lag schweißgebadet und stöhnte. —

Mitten in der Flucht, im Zusammenbruch des November, eingepfercht in einen Viehwagen, vierzig in Betrunkenheit Töhlende, zehn in stummer Verzweiflung, ein Verzweifelter auch er. Ein kleines Hotel in Berlin nahm ihn notdürftig auf. Die Stadt im Wahnsinn, rote Fahnen, Aufstand, Gebrüll. Wo war sein Vater? Sein Vater war wieder da, alt, gebrochen, fremd und kalt. Auch seine Brüder waren wieder da; sie hatten wenigstens Frau und Kinder zu Haus. Er suchte nach Arbeit und fand Arbeit sofort, und zwar große und wichtige Arbeit in einem eben vom Reich neugeschaffenen Amt. Arbeit vom Morgen bis in die Nacht, und diese Arbeit hatte in kurzer Zeit die wunderliche Wirkung der Beruhigung. Es kam als eine Er-



Der Dichter Cäsar Fleischlen
Gemälde von Prof. H. E. Linde-Walther

leuchtung: all das Brieffschreiben, all das verzweifelte Suchen und Grübeln war von vornherein nutzlos gewesen. Wie es im täglichen Leben neben all den kleinen Möglichkeiten der Mitteilung jene große Erfindung gibt, durch starke Lichtwellen Nachrichten von einer Stelle gleichzeitig über den halben Erdball auszubreiten, so gibt es den Willen des Glaubens, die Kraft des Herzens, wunderthätig und mit bergewaltiger Gewalt Herr über das Unmögliche zu werden.

Das war im Dezember. Er nahm seine Mahlzeiten im Dienst, die Arbeit gestattete nur, daß er eine Stunde am Tage zwischen vier und fünf den Dienst verlassen konnte. Er stellte sich regelmäßig in dieser Stunde an die benachbarte Straßenecke und sah die Menschenmassen vorbeiziehn, ein blasser, langaufgeschossener Mensch, eine Hornbrille vor den Augen, der auf seinen Stock gestützt dastand und die Menschen anstarrte. Hier mußte sie vorbeikommen. Wenn nicht heute, so morgen. Sie kam ganz bestimmt. Er würde sie schon von weitem erkennen. Er sah nach der Uhr: War die Uhr fünf, so ging er seines Weges und wartete auf den nächsten Tag. Sie kommt. Sie muß kommen. Sie darf nicht in Hamburg oder Breslau oder wer weiß wo sein, sie ist hier. Sie ist schon ganz nahe. An einem Freitagnachmittag stürzte er auf eine Dame zu. Nein, sie war es nicht. Aber sie hatte Lisbeth ganz ähnlich gekehrt. 'Gut so. Also wirst du morgen kommen oder übermorgen.'

In dieser Nacht auf Sonnabend schlief er schlecht. Er hatte im Traum lange Gespräche mit Lisbeth. Als er früh am Morgen in seinem Hotel frühstückte, hörte er im Nebenzimmer ein Gespräch zweier Menschen. Einer sagte: „Ich kann Ihnen verraten, daß Sie auf dem rechten Wege sind. Sie müssen sich nur noch etwas mehr rechts halten.“ Er lachte vor sich hin. Es waren Menschen, die über Politik gesprochen hatten.

Am Mittag hatte er auf seinem Dienstzimmer den unverhofften Besuch des alten Stadtrats Melchers, der in Amtsgeschäften nach Berlin gekommen war. Der alte Herr wünschte mit ihm zu Mittag zu essen. Das ließ sich einrichten, sie gingen in ein benachbartes Hotel. Der alte

Herr stellte vorsichtige Fragen, Georg gab mit gesenktem Kopf Antwort. Nein, wo seine Frau sei, wisse er nicht. Nein, er habe in den letzten Wochen Ermittlungen nicht mehr angestellt. Er wolle jetzt alles dem Zufall überlassen. Dem Zufall . . . oder dem Wunder.

Der alte Herr fragte nach seiner Beschäftigung.

Nein, dauernd sei sie leider nicht. Um eine dauernde Beschäftigung habe er sich noch nicht bemüht. Ihn beherrsche ganz und gar das andere.

„Welches andere?“

„Der Glaube an das Wunder.“

Der alte Herr Melchers sagte nach dem Essen: „Ich habe Ihnen schon einmal erzählt, daß Sie aussehn, wie mein einziger Sohn ausah. Ich habe einen Bruder hier in Berlin; er ist ein großer Mann im Staatsdienst. Ich habe mit meinem Bruder über Sie gesprochen. Er weiß eine Lebensstellung für Sie. Ich habe verabredet, daß wir zwischen vier und fünf meinen Bruder auffuchen. Es ist kurz vor vier, wir fahren gleich zu meinem Bruder hin.“

Georg fuhr auf, sah nach der Uhr, wurde unruhig. Er bat mit verlegenen Worten, ihn zu entschuldigen . . . Jede andere Stunde sei ihm recht, nur diese nicht . . . Und wenn es sich um sein Leben handele . . . er könne es nicht. Er müsse jetzt auch im Augenblick aufbrechen, jawohl . . .

Der alte Herr Melchers fragte, ob die Arbeit nicht zu verschoben sei. Sein Bruder warte. Georg lächelte befangen: es sei keine dienstliche Abhaltung. „So sagen Sie doch, was Sie vorhaben.“ Georg sah ihn starr an. „Ich stehe jeden Nachmittag zwischen vier und fünf an einer Straßenecke und warte auf meine Frau.“ Sein Gesicht zuckte.

„Ich werde mit Ihnen diese Stunde warten,“ sagte der alte Herr Melchers ruhig. „Mein Bruder wird auch noch um fünf Uhr zu sprechen sein.“

Georg führte. „Hier ist die Straßenecke. Doch mir ist heute gesagt worden, ich müsse mich etwas mehr nach rechts halten. Wir wollen uns dort an jener Laterne aufstellen.“

Sie standen und warteten. Sie sprachen kein Wort. Die Menschenmassen zogen vorbei. Sie standen und warteten. „Da ist sie!“ schrie Georg, blieb einen Augen-

blick noch stehn und ging dann mit schleppenden Schritten einer großgewachsenen Dame entgegen, die mit gesenktem Kopf langsam auf ihn zukam.

„Guten Tag, Kamerad,“ sagte Georg.

Die großgewachsene Dame sah mit jäherschreckten Augen auf, stand, öffnete den Mund und wurde auf einmal kleiner und kleiner. Sie fiel in die Knie. Zwei Vorübergehende sprangen hinzu und halfen Georg, die Dame aufzurichten.

„Lisbeth, ich bin es wirklich,“ sagte Georg leise mit bebenden Lippen. Sie standen mitten auf der Straße. Die Vorübergehenden blieben stehn. Sie zitterte. „Georg... Georg...“ Sie zitterte und schwankte.

„Ich bin es wahrhaftig ... liebe Lisbeth ... ich bin nicht tot ... Ich habe dich gesucht ... lang über ein Jahr ... Ich hab' mir den Kopf zermartert, um dich zu finden ... Liebe Lisbeth ...“

Der alte Herr Melchers stützte sie auf der einen, Georg auf der anderen Seite. Sie lehnte müde an seiner Schulter, unfähig zu sprechen, zitternd, die Augen voll Tränen.

Der alte Herr Melchers sah sich nach einem Wagen um. Sie lehnte, die Augen geschlossen, an Georgs Schulter und zitterte. Sie wollte gehn und konnte nicht gehn. Die Menschen standen im dichten Knäuel um das Paar.

Georg sah die Menschen nicht. Er sah zu ihr nieder und flüsterte zärtlich: „Ich hab' dich gesucht ... Ich hab' dich gesucht ... Lisbeth ... Lisbeth ...“

Sie hob ein wenig den Kopf. „Ich war die ganze Zeit hier ... Ich hab' dich nicht gesucht ... Ich hab' bloß um dich getrauert.“ Sie hob den Mund zu seinem Munde. Sie lächelte in Schmerzen und stand mit geschlossenen Augen.

Der alte Herr Melchers hatte einen Wagen gefunden. Der alte Herr Melchers kam und führte beide zum Wagen. Sie stiegen alle drei ein, die junge Frau sank in die Arme ihres Mannes, der Wagen fuhr rasch ab. Kleine Geliebte.

Die Menschen standen noch reichlich drei Minuten zu einem Haufen geballt. Einer erzählte dem anderen, was sich eben hier begeben hatte. Dann löste sich der Knäuel, und der Menschenstrom flutete weiter.

Zur Morgengabe

Ganz befriedet, ganz stille — es schlafen die Sinne,
Leise singt in den Adern das Blut. —

So wirft sich das Meer, vom Winde geschoben,
Vom Wetter gerafft, vom Sturme geschöpft,
Hinter des Horizonts sinkender Tiefe
Urstark auf das zitternde Kliff!

Und der Stein erbebt in der Wurzel
Von der rollenden Wasserwucht,
Von dem Hammer der Woge geschlagen,
Von der Lauge gewaschen, gespült.

Aber abwärts fällt die Welle,
Leckt dem Stein den starren Fuß,
Zischt und knistert schaumverwandelt,
Klingt und singt den Sand hinab. —

Leise singt in den Adern mein Blut,
Selig befriedet schlafen die Sinne.

Josef Ponten



— Julie —

E. T. A. Hoffmanns Liebeserlebnis Von Dr. Ernst Heilborn

Julchen Mark trat zum erstenmal mit der Arie aus „Sargino“ — Gran Dio auf und erhielt Beifall,“ trug E. T. A. Hoffmann, damals 34jährig und Kapellmeister in Bamberg, unter dem 21. Mai 1809 in sein Tagebuch ein. Julie, ein halbes Kind noch, eine Dreizehnjährige, die er im Gesang unterwies, hatte Gewalt über ihn gewonnen. Es war aber ein Leidenschaftgeprüfter, den Leidenschaft nunmehr entscheidend schlug.

Ein in späteren Jahren in Berlin verbreitetes Gerücht, zu dessen Gewährsmann sich der bürgerlich solide, künstlerisch artige F. W. Subitz in seinen „Erlebnissen“ gemacht hat, munkelte von einem verwahrlosten Knaben, den ein elementarer Drang zur Musik immer wieder an die Pforten des Berliner Opernhauses getrieben, der zur Eröffnungsstunde der Vorstellungen dort herumgelungert und sich irgendwie Eintritt zu verschaffen gewußt habe, bis ihn ein früher Zufallstod beim Baden von einem fragwürdigen, aller Wahrscheinlichkeit nach bitteren Dasein erlöste: der Knabe sei ein unehelicher Sohn E. T. A. Hoffmanns gewesen, die Mutter die Gemahlin eines höheren Beamten, die sich während der Abwesenheit ihres unwürdigen Gatten zu Hoffmann gefunden, von dem Verheirateten mit Eheversprechungen getröstet worden sei und im Wahnsinn geendet habe. Liegt dem romanhaft klingenden Gerücht ein Wirklichkeitsbegebnis zugrunde, so hätte Hoffmann unmittelbar vor seinem Bamberger Aufenthalt, bevor er Julie kennen lernte, während er 1807 bis 1808 amt- und erwerblos, von Frau und Kind getrennt, mehrfach von bitterem Hunger umhergetrieben, in Berlin weilte, diesen Schicksalsfluch auf sich gezogen. Hier nun interessiert das

Gerücht als solches. Leumund kennt sich, auch wo er lügt, in Charakter und Eigenart seiner Opfer meist vortrefflich aus.

Und es ist Tatsache, daß sich E. T. A. Hoffmann bereits als achtzehnjähriger Student in Königsberg sehr tief in Liebesbände zu einer verheirateten Frau, Cora Hatt, verstrickt fand. Hier sprach ihm Leidenschaft ihr erstes Wort. Auch hier hatte Musikunterricht, den er erteilte, gekuppelt,

Das Fiebernde der Empfindungen, der Zweifel am eigenen Gefühl und an seiner Stärke war schon in diesem frühen Liebesbunde. „Eine reizende Frau voll Sinn und Gefühl für die Künste“ wird Cora Hatt von Theodor v. Hippel, Hoffmanns getreuem Jugendfreunde, genannt, das „sanfte Feuer eines innigen Gefühls“ fand der Beglückte selbst bei der Geliebten. Noch schweifte schwärmerische Empfindung, unsichere Flügel probend, von der Erlorenen zu dem Freunde hinüber, ein Herz, das sich selbst noch nicht kannte, wählte Freundschaft höher als Liebe werten zu dürfen. Aber es war auch bereits „höchster Lebensgenuß“, „Seligkeit und Wonne“ bei ihr; die Unmöglichkeit, sich je von ihr zu trennen, je sie zu verlassen, wurde beteuert. Und Hoffmann trennte sich dennoch, wenn ihn der Abschied auch „butterweich gemacht“. Er sah sie wieder, fand sich aufs neue von ihr beglückt, und ging, um diesmal nicht wiederzukehren. Das Wiederfinden hatte ihn mit „Entzücken“ aber auch mit „tötendem Schmerz“ erfüllt.

Hoffmanns eigenen Worten zufolge hatte Cora Hatt „die feinsten Fühlfäden seiner Phantasie“ ergriffen; die Liebe zu ihr feuert ihn zu ersten schriftstellerischen Versuchen an. Und es blüht etwas von Hoffmanns Eigenart auf, wenn verschiedene junge Mädchen, die er früher umschwärmt hatte, nun zu einem Idealbild zusammenschmolzen, das in Cora Hatt Leben und beglückende Gestalt gewonnen zu haben schien. Auch paarten sich ihm schon die Begriffe der „schönsten Schwärmerie“ und der „Wollust“ derart, daß ein „Blütenmeer von Wonne“ seine Wellen über ihn schlug.

Die Blüten dieses Meeres hatten sich an der Sonne einer romantischen Zeitstimmung unter dem Zephyr der Schwärmerie und dem Ost der Selbstbespiegelung erschlossen. Hoffmanns ganz eigene Art, seine höchst persönliche Schick-

falsparole aber war darin, daß er mitten im Leidenschafts-
ungestüm um Cora Hatt, von ihr getrennt, sie heißer er-
sehnd, mit elementarer Gewalt von Liebe zu — einer
anderen gepackt wurde; nur ein scharfer Verstandeszügel
hielt ihn zurück, der anderen zu Füßen zu fallen.

Diese „andere“ ist in E. T. A. Hoffmanns Liebesleben
immer gegenwärtig. Sie wechselt Namen, Anspruch auf
ihn, Rolle in seinem Schicksalsdrama, aber es ist, als ob
das Leidenschaftsstichwort sie unweigerlich riefte. Es ver-
lohnt, einige Daten aus Hoffmanns Lebensgang im Hinblick
darauf festzuhalten: am 25. Februar 1798 hat Hoffmann
mit Cora Hatt „abgerechnet“, am 1. April desselben Jahres
hat er sich bereits an Minna Doerffer innerlich gebunden,
mit der er bald genug ein feierliches Verlöbniß eingehen
wird, so daß in diesem Fall die „andere“ zu einer dritten
wird; in den ersten Monaten des Jahres 1802 löste Hoff-
mann die Verlobung mit Minna Doerffer, am 26. Juli
desselben Jahres wurde er bereits mit Micheline Rorer
getraut. Es ist, als hätte das Liebesfeuer in seinem Innern
nur mit gespaltener Flamme zu brennen vermocht.

Eine Doppelgängerin der Leidenschaft sollte die „andere“
auch neben Julie auftauchen.

§

§

§

In dem Zusammenbruch Preußens hatte Hoffmann
seine amtliche Tätigkeit, die er zuletzt als Regierungsrat
in Warschau ausgeübt hatte, eingebüßt. Es folgte ein
Jahr der vergeblichen Mühen und des Darbens in Berlin,
ein Fegefeuer, scheint es, jeglicher Art, aus dem die
Berufung als Kapellmeister an das Bamberger Theater
erlöste. Aus der Bühnenwirksamkeit, die man ihm dort
in Aussicht gestellt hatte, wurde nicht viel, doch vermochte
er sein und seiner Frau bescheidenes Dasein durch Erteilung
von Musikunterricht einigermaßen zu fristen.

Im Mai 1809 hatte Hoffmann Julies zum erstenmal
in seinen Tagebüchern Erwähnung getan: das seelische
Erlebnis setzt mit dem Januar 1811 ein. Hoffmann war
35jährig, lebte mit seiner Frau in keineswegs unglücklicher
Ehe und hatte unlängst ein Töchterchen verloren; Julie
war fünfzehn Jahre alt.

Was Hoffmann sich selbst ersehnte, war die reine Liebe des Künstlers, und es war Julies Gesang, der die besänftigende, aufwühlende Macht auf ihn ausübte. Sie sang, und diese dumme Welt mit ihren ängstigenden Qualen schien versunken; sie lächelte, und jeder Weg zu holden Unwirklichkeiten schien geöffnet. Deshalb spricht Hoffmann in seinen Tagebüchern von „höchst exotischem Abend“, von „exzellent poetischer Stimmung“, von sonderbarem, durch sie erzeugtem Humor, romanester Stimmung, „bis zum Erzeß romantisch und lapriziös“, „*exaltazione grandissima*“, „exotische aber miserable Stimmung“.

Zugleich jedoch ist in diesen abgerissenen brüsten Aufzeichnungen das Fiebernde der Leidenschaft wie Cora Gatt gegenüber, das Auf und Ab der Gefühle, Suchen und Abstoßen, Sichsteigern, Sichverlieren. Täglich ist Hoffmann bei dem Kinde. Die exaltierte Stimmung setzt sich ebenso oft in ihr Gegenspiel um. Es folgt die Eintragung „*Dies tristis et miserabilis*“, und die folgenden Tage werden auf ein „dito“ getauft. Einmal: „*plus belle que jamais et moi — amoureux comme quatre vingt diables*“. Ein andermal: „Hol' der Teufel die furiose Stimmung — entweder schieße ich mich tot wie einen Hund, oder ich werde toll — *quod deus bene vertat!*“ In dieser Liebe des Künstlers ist von allem Anfang an der Kampf mit Sieg und Niederlage, mit Aufschwellen und Ermatten, mit Rausch und Verzweiflung — ein Kampf um den Besitz der Geliebten? Oder ein Kampf gegen feindliche Mächte?

Zugleich tritt die „andere“ auf den Plan, und das ist in diesem Fall die Madame Kunz, die Frau von Hoffmanns erstem, wenig Vertrauen erweckendem Verleger. Ihr wird „absonderlich die Cour gemacht“; „*inamorato nella Signora Kunz come il diavolo*“; „ganz besonders inamorato nella Donna Kunziwowa“ — es ist als hätte die zunächst alle irdischen Möglichkeiten überfliegende Liebe zu Julie derb irdische Ergänzung oder Ablenkung gesucht.

Zugleich fehlt es nicht an Schwierigkeiten mit Hoffmanns eigener Frau, deren Eifersucht offenbar erregt worden war und deren Erkrankung einmal recht unbequem in die exaltierte Stimmung hineinplagt; gelegentlich werden



Nach der eigenen Zeichnung Hoffmanns.

E. T. W. Hoffmann

geb. den 24^{ten} Januar 1776.
gest. den 25^{ten} Junius 1822.

„Wöltchen am Ehestandshimmel“, ein andermal aber auch „Ehestandsszenen im Theater“ notiert. Zugleich eigene Erkrankung, verzweifelte Geldnot, Sorgen um die nackte Existenz.

An Julie ist Hoffmann zum Dichter erwacht, er hat durch seine eigenen stürmenden Empfindungen Flügel gewonnen, hat aber auch in dem Auf und Ab matterer Gefühle in Selbstaufpeitschung und Selbstzersehung Stimulantien gesucht: er scheint seine Leidenschaft bewußt „literarisch“ genommen zu haben. Unter dem 19. Januar 1812 findet sich die Eintragung in das Tagebuch (wobei zu beachten ist, daß die Abkürzung „Ktch“ die geheime Deckformel für Julie ist): „Es bleibt noch von der gestrigen höchst exotischen Stimmung viel zu bemerken — Ktch — Ktch — Ktch, o Satanas — Satanas — Ich glaube, daß irgend etwas Hochpoetisches hinter diesem Dämon spukt und insofern wäre Ktch nur als Maske anzusehn — démas, quez - vous donc, mon petit Monsieur!“ — Das Literarische aber ist hier wie überall das Tötende; um dieselbe Zeit, oder doch nur vierzehn Tage später, setzt die Fermate in dieser Liebesmusik ein, und im Tagebuch heißt es: „Abends bei der Markt ohne exotische Stimmung — Ktch im Abnehmen —“ Das hält eine Zeitlang an, kehrt auch wohl wieder; erweist sich schließlich aber nur als Atemholen zu neuem Sturm.

Es war die Liebe des Künstlers, die Hoffmann zu Julie, der kaum Herangereiften, im Herzen trug, und er war sich zweifellos bewußt, auch um seiner selbst und um seiner Kunst willen, sich die Reinheit der Empfindung wahren zu müssen. Aber es treten „Hoffnungen“, auch „Esperanzen“ gescholten, bei ihm ein, die er selbst als Geleien bezeichnet, die zurückgedrängt werden und wiederkehren, „geistiger Ehebruch“ wird eingezeichnet, „— alle Torheiten brechen hervor — ich hätte alles ermorden können, was sich ihr näherte“, ein „Plan“, die Esperanzen zu verwirklichen, wird entworfen, um alsbald als Wahnsinn abgetan zu werden. „Die Sache bekommt einen anderen Charakter mit viel Esperanzen“ — das alles im tollen Durcheinander von Streit und Widerstreit, Jubel und Verzweiflung, im Auf und Ab des Ebbens und Flutens —: Hoffmanns gezügeltes, doch elementares, sinnliches Empfinden bläst über

die Blumenbeete einer wohlangepflanzten Künstlerliebe und wandelt sie in Leidenschaft, in ein Begehren, dem keine Grenze Einhalt gebietet, das an sich zu reißen aufflammt.

Und Julie, das Kind? Was ihn bewegt, flutet in sie über. Im Tagebuch ist unter dem 9. April 1812 verzeichnet: „Rtch — lüstern, freundlich, wie eine, die besondere Erfahrungen gemacht hat“; Ähnliches kehrt wieder: „Rtch sehr zutraulich pp — — beinahe Beitrag zu den am 1. April verzeichneten Esperanzen“; „Rtch äußerst aimable, Poveri affetti miei“ — in einem täglichen Beisammensein, bei exaltierter und durch Musik gesteigerter Stimmung, angesichts eines Mannes, dessen Leidenschaft aus zusammengepreßten Lippen nur vernehmlicher spricht, kann das Kind nicht unbefangen bleiben, mitfühlend muß auch sie in den Abgrund der Gefühle blicken; die Gefahr erkennend und doch nur halb ermessend, mag sie kindlich mit ihr spielen . . .

Als wären Blumen und leuchtendes edles Gestein, aber auch Abfälle und Schlacken ausgebrannter Kohle auf den gepflasterten Weg gefallen und als ginge eine breite wuchtende Walze unterschiedslos über das alles hin, so greift nun das Schicksal in dies zärtliche, enthusiastische und gefährliche Spiel einer Künstlerliebe ein.

Julie hat sich verlobt, hat ihre Hand, offenbar auf Drängen der verwitweten, pekuniär nicht unabhängigen Mutter hin, einem Unwürdigen versprechen müssen. Der Bräutigam selbst, ein Hamburger Kaufmannssohn Groepel, verletzt in diesem Kinde das, was Hoffmann heilig zu halten, allen marternden Wünschen im eigenen Innern zum Trotz, gewillt und fähig war. Es kommt zu einem Austritt zwischen Hoffmann und diesem Bräutigam, bei dem letzte Rücksichtnahme außer acht gesetzt wird; jedenfalls verbietet Julies Mutter Hoffmann ihr Haus, er steht sich gezwungen, einen Brief an sie zu richten, der uns erhalten geblieben ist und in dem er Abbitte leistet und sich selbst des Wahnsinns beschuldigt.

Julie heiratet, und Hoffmann trägt an ihrem Hochzeitstag in sein Tagebuch ein: „Die alberne Periode rücksichts Rtch ist ganz vorüber.“ Zehn Tage später: „Liebe will in Haß sich wenden.“ Sehr bald aber: „Es stellen sich

sonderbare phantastische Rückfälle rücksichts nicht ein — es ist ein Briefwechsel beschlossen — quod deus bene vertat.“

Was ist geschehen? Vielleicht aus dieser Forderung seiner Natur heraus, der reichere Schaffensmöglichkeiten aus Liebesüberschwang erwachsen, hat sich Hoffmann der Neigung zu der Fünfzehnjährigen bewußt und genießerisch hingegeben. Und hat in seinem Enthusiasmus geschwelgt. Hat sich daneben aber in sinnlichem Verlangen einer anderen genähert. Hat es erfahren müssen, daß verwegene Wünsche den Enthusiasmus trübend steigern; daß das Kind in seiner Nähe kein Kind mehr bleibt. Ein anderer tritt zwischen sie und ihn, und unter der gesitteten Maske dieses Bräutigams grinst die Frage des gemeinen Verführers. Julies Mutter, bislang die vornehme und kluge Freundin, gewinnt, ihr Kind einem solchen Manne anvertrauend, das Ansehen der gewissenlosen Kupplerin.

Was geschehen ist? Ein Zephyr wurde zu einem Sturm. Zugleich aber wandelten alle Beteiligten Gesicht und Ausdruck; in sich selbst erkannte Hoffmann den Doppelgänger, ein Riß ging durch die Schöpfung, zwiespältig war alle Wesenheit erfunden.

Soweit das Wirklichkeitsbegebnis. Es fragt sich, wie es sich in Hoffmanns gleichzeitig erwachender Dichtung spiegeln wird.

❧

❧

❧

Julie ist verheiratet und wird dafür Sorge tragen, daß es dem wenig würdigen Hamburger Kaufmannssohn Georg Groepel nicht an Nachkommenschaft fehle: in Hoffmanns „Phantasiestücken“ lebt sie jungfräulich fort, die Sängerin, deren Stimme Naturgeheimnis ist. Bald heißt sie Amalie und tröstet den armen gequälten Kapellmeister Kreisler über die Klimperfertigkeiten der musikalischen Tees bei dem Geheimen Rat Röberlein hinweg; ein andermal ist sie die Sängerin in „Ombra adorata“, deren Stimme wie ein himmlisches Licht emporstrahlt. Sie taucht neben dem reisenden Phantasten in der geheimnisvollen Theaterloge Wand an Wand mit dem Hotelzimmer auf, nachdem noch eben ihre Stimme von der kleinen Bühne heraufgeschluchzt hat, auf der sie die Donna Anna im „Don Juan“ ver-

körperte. Sie und niemand anders ist das fromme Kind, das an den Wüstling verheiratet wird, mit dem „Sund Berganza“ in der Hochzeitsnacht so gründlich Abrechnung hält.

Ein paar Züge zu ihrem Äußeren erfährt man. Der Gegensatz des dunklen Haares — einmal ist sie braunlockig genannt — zum blauen, dunkelblauen Auge kehrt wieder. Immer ist Jugend wie flimmerndes und beseligendes Licht über sie ausgegossen. „Siehe da — ein gar herrliches Mädchen von höchstens sechzehn Jahren.“

Der Künstler und der Liebhaber wetteifern, ihre Stimme zu preisen. Nachtigallenton aus frommem, innigem Gemüt. „Sie sagte, ihr ganzes Leben sei Musik, und oft glaube sie manches im Innern geheimnisvoll Verschlissene, was keine Worte ausdrücken, singend zu begreifen.“

Das eigentliche Problem — Hoffmann sah den Weg und wohin er führte qualvoll deutlich — wird in „Don Juan“ gestreift. Donna Anna ist berufen, durch das göttliche Feuer ihrer reinen Liebe Don Juan zu entführen, er aber ist bereits zu tief gesunken — nun schlägt die Hölleflamme aus seinem Innern in das ihre über. Das „herrliche Mädchen“, deren „Leibhund“ Berganza zu werden trachtet, unterliegt den Verführungskünsten des abgeseimten Lüstlings, der ihr in ihrem Bräutigam entgegentritt; gerade weil sie ganz Kind ist, verwechselt sie gereizte Sinnlichkeit mit Liebe.

Es ist ein feindseliger, dämonischer Zug in Hoffmanns Phantasie, und selbst nach Julie greift es mit Teufelskrallen. Die Julie, die Hoffmann in den „Abenteuern der Silvesternacht“ in dem einleitenden Abschnitt „Die Geliebte“ in der Gesellschaft bei dem Justizrat wiedertrifft, ist — einst kindlich und fromm — eine üppige Schönheit geworden. Der besondere Schnitt des faltenreichen Kleides läßt bei ihrem Anblick an Frauengestalten auf den Gemälden von Mieris denken. Sie treibt ein gefährliches Spiel mit Liebhaber und Gemahl, und es ist ein Wetterleuchten der Ironie um sie, daß man sich bewußt wird, in dem nämlichen Jahrzehnt zu weilen, in dem ein Heine sein „Madame, ich liebe Sie“ höhnt. Im Fortgang der Erzählung aber wird Julie zu jener Giulietta, in der alle

Verführungskünste Fleisch geworden, die den Unseligen zum Mord des Nebenbuhlers treibt, die mit dunklen Mächten im Bund ihn seines schönen glänzenden Spiegelbildes beraubt. Im Gegensatz zu ihr ersteht das Bild der lieben frommen Hausfrau, an der der Unselige, von Giuletta betört, Verrat, beinahe Mord übt —: aber wir sind bei Hoffmann; die Sympathie des Erzählers ist trotz Hölle und Spiegelbild Giuletta zugewandt; der lieben frommen Hausfrau wird noch zu guter Letzt die behänderte Nachtmühe der Philistrosität bis über die Nasenspitze gezogen.

Mit Julie zugleich taucht Hoffmann selbst auf, und er ist der Kreisler, dessen zu Tode gemarterter Enthusiasmus in Wahnsinn umschlagen wird. Er ist aber auch kein anderer als der Hund Berganza, in dem angesichts des ecken Freiers das Mordgelüst aufgiert. Er ist der Magnetiseur, der mit dem Gedanken spielt, ein weibliches Wesen seelisch in Ketten zu schlagen, sie mit der Gewalt der souveränen Leidenschaft an sich zu fesseln. Er ist der Verführte, vor dem die Gefahr aufsteht (Giuletta), an seinem angetrauten Ehe- weibe den letzten furchtbarsten Verrat zu üben. Er ist aber auch — denn diese Phantastie spielt mit allen Möglichkeiten, dringt in alle Abgründe — Medardus.

Medardus ist der verbrecherische Mönch der „Elixiere des Teufels“ —: es unterliegt keinem Zweifel, daß das Julie-Erlebnis die seelische Keimzelle war, aus der diese Welt der Ungeheuerlichkeiten erstand. Und damit wird das Erlebnis in Mystik übergeführt. Julie heißt diesmal Aurelie, aber das dunkelblaue Auge ist ihr geblieben; ihr Wesen zu bezeichnen, stellen sich die altbekannten Worte ein: „der kindlich milde Blick des frommen Kindes“. Medardus naht als Verführer. Im gemeinsamen Gebet will er sie umstricken. Sie entzieht sich ihm, er trifft wieder mit ihr zusammen. Sie lieben einander, und seine Sinnlichkeit schlägt in ihr Inneres über. Der verbrecherische Mönch ist sich bewußt, daß nur Aurelie in ihrer Reinheit, trotz der Trübung, die sie durch ihn erfahren, ihn zu retten vermag — nichtsdestoweniger entfesselt es letzte Sinnengier in ihm, als er Zeuge ist, wie Aurelie vor dem Altar ihr Gelübde als Nonne ablegt. Man ersetze Aureliens Gelübde

durch Julies Heirat, des Medardus Mönchtum durch Hoffmanns eheliches Gebundensein, und man wird begreifen. Wichtiger aber: von einer brünstigen, aber auch Letztes erfassenden Phantasie werden hier Herzenserlebnisse ins dunkle Reich der Mystik gerissen, Riesenschatten ballen sich zu Gestalten, zugleich aber fällt auf verborgene, tief im Innern versteckte Gedankenspiele ein gefährliches Licht.

Und das ist das Einzigartige dieses Phantasten, der doch zugleich ein sehr akkurater, scharfsinniger Kammergerichtsrat war: es reizt Hoffmann, diese leidenschaftsgeborenen, mystikberauschten Vorstellungen auch rein gedanklich weiterzudenken. Und er stellt in „Die Jesuitentirche in G.“ der „Nachtstücke“ fest, daß der Künstler durch Heirat mit der inbrünstig Geliebten, die er als reines Ideal seiner Kunst in seinem Herzen trug, besagter Dame und seiner Kunst und seines Lebens verlustig gehen muß. Wie es ihn auch reizt, im „Sanctus“ erzählungsmäßig festzulegen, daß eine Sängerin — er nennt sie Julia —, die sich an die Welt und ihre gefährlichen Eitelkeiten verliert, ihre Stimme einbüßt. —

Inzwischen sind Jahre vergangen. Hoffmann ist nach Berlin übergesiedelt, er hat seine amtliche Tätigkeit als Kammergerichtsrat wieder aufgenommen, gesellschaftliche Verpflichtungen sind auf ihn eingestürmt, er hat sich einen neuen Freundeskreis geschaffen, Ludwig Devrient ist ihm ganz nahe getreten, bei Lutter und Wegener sind die Nächte hell geworden. Es ist um das Jahr 1819, Hoffmann schreibt seinen „Kater Murr“ und — Julie erhebt wieder.

Sie entsteigt dem Bade der Erinnerung, und das übt auch hier seine Kraft. Es verlohnt, das Bild, das Hoffmann in „Kater Murr“ von Julies Mutter entwirft, mit jenem Zerrbild einer eitlen, gefallsüchtigen, herzlos-kupplerischen Frau aus dem „Hund Berganza“ zu vergleichen, um zu gewahren, wie sanft die Hand der Erinnerung und wie milde ihr Streicheln. Das Kluge und Menschliche im Wesen dieser Frau, der Rätin Benzon, wird jetzt betont; eine gewisse Kälte ihres Charakters aus einem schmerzlichen Liebeserlebnis hergeleitet. Das Licht um Julie selbst ist wärmer geworden. Ihr Äußeres wird nicht mehr be-

schrieben. Nur daß ihre Augen leicht tränen, wird betont. Ihr Gesang ist der naturhafte geblieben.

Alles in Hoffmanns Liebeserlebnis wies ein doppeltes Gesicht, zwiespältig wurden alle erfunden. Hat Erinnerung inzwischen ihre Schleier gebreitet und wieder gelüftet, so ist seltsamerweise aus jeder der Gestalten ein Doppelwesen geworden. Das ist das Charakteristische an „Kater Murr“. Wie Kreisler zugleich mit seinem Abbild, dem Meister Abraham, auftritt, so hat sich aus dem Fräulein Julie Mark der Bamberger Tage neben der Julie des „Kater Murr“ die Prinzessin ebenda entwickelt. Das Sinnliche, das in Julie Mark war, oder durch Hoffmanns Leidenschaft oder durch die häßliche Lüsterheit des Freiers wachgerufen wurde, hat sich zu einer eigenen, sehr ausdrucksvollen Gestalt, eben der der Prinzessin, verdichtet.

Es naht sich aber auch in „Kater Murr“ der Verführer Julie selbst. Sie fühlt seine Gegenwart wie die eines Mörders. Ein ganz fremdes Empfinden bebt wie ein Krampf durch alle ihre Glieder. Was sie erfährt, ist nichts anderes als kleistische Gefühlsverwirrung — man hat an diesem einen Erlebnis und seiner dichterischen Gestaltung wie im Meridian die Gefühlswelt der Romantik umlaufen.

⌘

⌘

⌘

„Es gibt auf Erden wohl nichts, was den Menschen in seiner innigsten Natur so hinaufsteigert als die Liebe“, schreibt E. T. A. Hoffmann im „Don Juan“. Er hatte das erfahren. Der Realist und Psychologe in ihm war hellfichtig geworden; er wird von nun an jeden Menschen in seiner Leidenschaftslivree erkennen und wissen, wie bunt-schädig die ist; es wird für ihn keine festgefrorenen Eigenschaften geben, im Auf und Ab der Welle wird ihm allein das seelische Sein begreifbar scheinen. So mag der Wahnsinn mit all seinen Schrecken beinahe als Zuflucht aus ärgeren Qualen erscheinen. Die anderen aber, in deren Herzen kein Sturm und in deren Lieben keine Unvernunft ist, gewinnen das starr fragenhafte Ansehen des Philisters.

Nur der Romantiker vermag das Märchenwort zu sprechen, das die verhaftete seelische Welt aus der Um-

Flammerung der Alltäglichkeit erlöst: das wird bei Hoffmann fortan künstlerisches Glaubensbekenntnis.

Kunst und Philistertum stehen einander als feindliche Pole gegenüber. Wie aber? Ist jener wunderliche Alte, der Rat Krespel, der mit seinen Violinen wie mit lebenden Wesen spricht, ein Künstler oder ein Philister? Und was ist Kunst? Auch darauf wird Julie, aus einem lieben sechzehnjährigen Ding nunmehr zur Inkarnation jener geheimnisvollen Welt geworden, die letzte Antwort geben.

Das Naturhafte ihres Gesanges war betont und in immer neuen Vergleichen verdeutlicht worden. Zugleich nannte Hoffmann die Musik eine „geheimnisvolle, in Tönen ausgesprochene Sanskritta der Natur“, in ihr erstehe „das hohe Lied der — Bäume, der Blumen, der Steine, der Gewässer“.

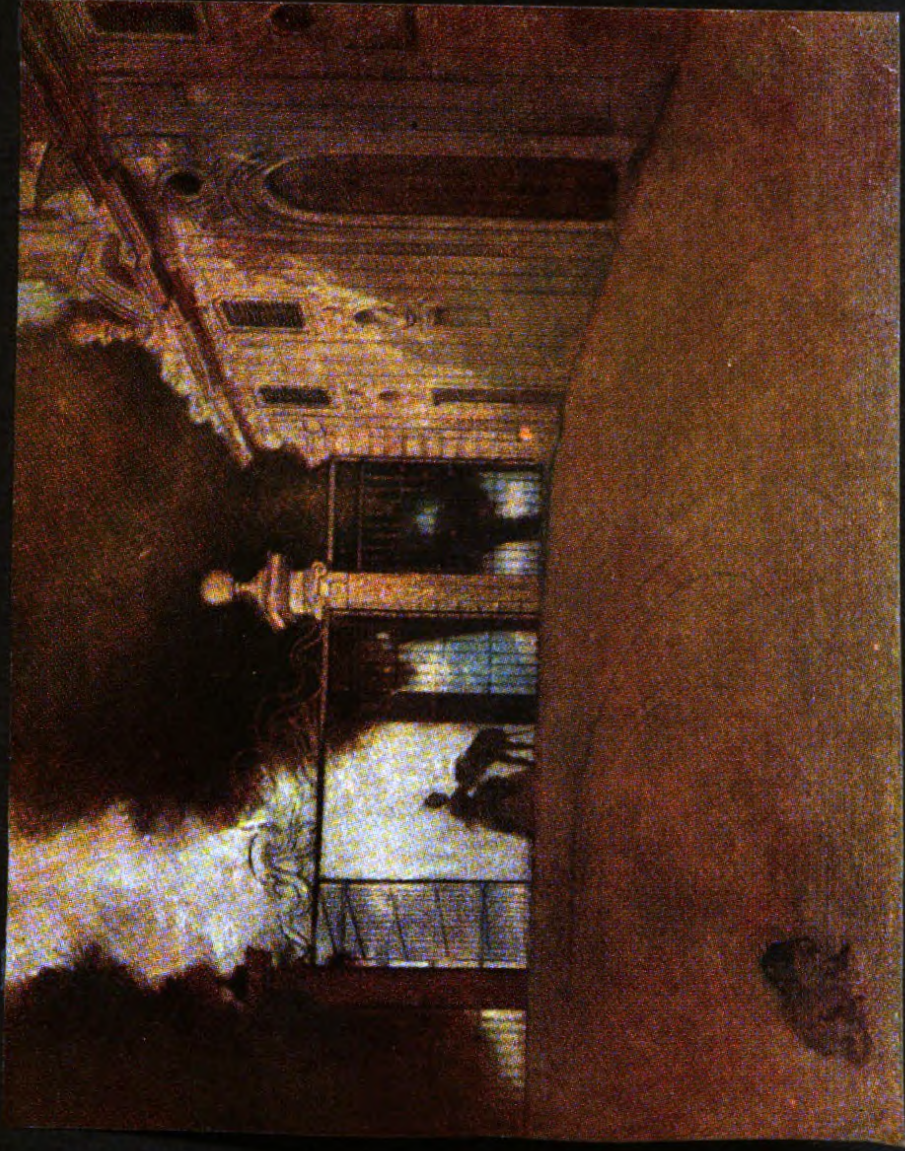
Julie antwortet auf die Frage nach dem Wesen der Kunst, an diesem Kinde ist Hoffmann wirklich seine Offenbarung geworden: Kunst ist das Lautwerden der inneren Stimme der Natur.

Darum hört der in sich gefehrte andächtige Student Anselmus am Himmelfahrtstage beim Linkischen Bade zu Dresden aus einem Holunderbaum den Gesang der grünen Schlange; darum wird er, wenn er die seltsamen Handschriften beim Archivarius Lindhorst abgeschrieben haben wird, ein Dichter sein.

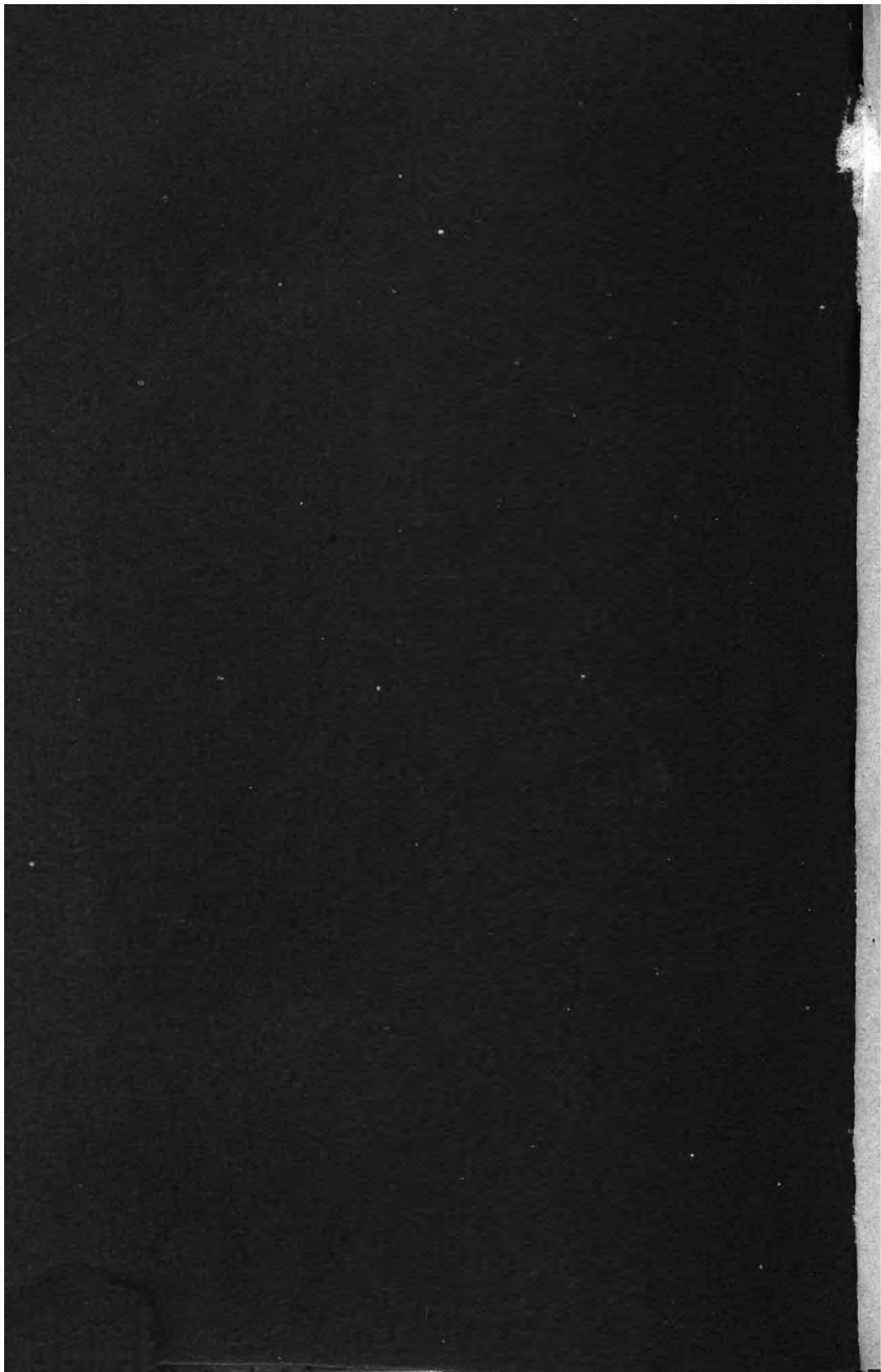
Worauf es ankommt? Sicherlich nicht darauf, Sinnlichkeit aus Liebe auszuschalten; sondern darauf, sein Wesen in Liebe hinaufsteigern zu lassen zu jener Begeisterungsfähigkeit, seelischen Hellhörigkeit, der die Natur aus ihrem geheimnisvollen Innern zu sprechen anhebt. Ihre Sprache ist Kunst.

Auch unter den Händen des Verführers, auch in Gefühlsverwirrung mag ein Mädchen gut und fromm bleiben — selbst zu sinnlichem Empfinden entflammt, mag Aurelie dem verbrecherischen Mönch Medardus, Donna Anna dem Don Juan Erlösung bringen, wosfern Natur rätseldunkel aus ihnen spricht und den Liebenden zur Märchenantwort der Kunst befähigt.

Eine ahnungsdunkle, in ihren Widersprüchen dissozierende Welt; an ihrer Schwelle steht eine Sechzehnjährige, dunkelhaarig, blauäugig, die einem Dichter sein eigenes Selbst erschloß: Julie.



Parkengang. Gemälde von Hermann Volkerling



Die Arznei des Genusses

Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm

Verschiedene Fragen, wie sich das gesellige Leben auf Grund der sich stets umbildenden sozialen Verhältnisse gestalten soll, drängen sich immer vor, wenn die Menschen mit dem Zustand des Augenblicks unzufrieden nach neugeartetem Zusammenschluß suchen.

Errichtet auf einer Fülle von sogenannten Verpflichtungen, Etiketteregeln und Vorurteilen, die man je nach Erziehung und Charakter mit Ehrfurcht oder Spott, mit stillergebener Toleranz oder lautem Hohn über sich ergehen läßt, vollzog es sich bisher meist in veralteten Formen.

Oft und gern hat man erstrebt, ein Neues an die Stelle des Vorhandenen zu setzen, aber meist scheiterten die Bemühungen am Widerstand des Überkommenen, an der Bequemlichkeit oder an der Furcht, sittlich irgendwie Anstoß zu erregen.

So blieb im Rahmen der Geselligkeit das gewohnte Bild. Leute, die sich eigentlich nichts zu sagen haben, sitzen sich gegenüber auf Grund irgendwelcher sozialer Konvention, wie sich die Eltern und die Großeltern und die Urgroßeltern gegenüber saßen, korrekt, gelangweilt, aber beruhigt von der sicheren Aussicht, daß um so und soviel Uhr die Gesellschaft ein natürliches Ende nimmt.

Im Gegensatz zu diesem weit und breit üblichen Verlauf gibt es aber Menschen, in deren Haus man sich wirklich unterhält, von denen man Anregung empfängt, bei denen man stimmungsvolle Stunden erlebt und selbst so lebhaft wird, daß man sein Bestes gibt.

Was unterscheidet solche Ausnahmenaturen von andern Leuten, deren Einladungen man sich entledigt wie einer unangenehmen Pflicht? Was gibt jenen feinen, nie faßbaren, immer fühlbaren Geist, der die Anwesenden schnell und sicher gefangenimmt, der keine Langeweile aufkommen, keine kleinliche Bosheit sich entfalten läßt, unter

dessen Zauber man Sorgen wie Arger vergißt und sich restlos der frohen Stimmung hingeben kann?

Eine von harten Pflichtmenschen und freudlosen Charakteren viel verachtete und doch so schwere Kunst hat diesen Einfluß, die Kunst natürlichen Zusammenseins. Sie besteht hauptsächlich darin, in seinem Hause Gäste mit Takt und Anmut zu empfangen.

Wie es gemacht werden soll, in eine Schablone zu bringen, ist unmöglich. Schon von alters her war man uneinig über die Art und Weise. Die griechischen Philosophen verteidigten bereits eine eigene Ansicht im Gegensatz zu jener der griechischen Lebewelt. Eine unüberwindliche Kluft trennte die Anschauung vom Standpunkt „der großen und der schönen Welt“ durch die Jahrhunderte, wie sie es noch heute tut, trotz äußerlicher Gleichmacherei.

Diese wichtige Frage berührte Athenäus, ein Sittenschilderer des klassischen Altertums. Er meinte: „Ich spreche über Gastmähler und deren Beschaffenheit und gebe dadurch der Vermutung Raum, als ob ich vorzugsweise für Essen und Trinken eingenommen sei. In Wirklichkeit ist es mir aber um eine gesellschaftliche Unterhaltung zu tun. Sie ist die Nahrung des Geistes und Hauptsache für mich.“ Als Deutschland schon einmal eine harte Zeit durchzumachen hatte, die sich aber mit der unseren, ich möchte sagen, in ihrer Harmlosigkeit nicht messen läßt, meinte Friedrich Ludwig Jahn in der Schrift „Deutsches Volkstum“, daß Mäßigkeit die Würze der Sinnesfreuden sei, die Arznei des Genusses und die Seele des Lebens.

Ein originelles Paar im üppigen Paris des siebzehnten Jahrhunderts bot eigenartige Gastfreundschaft. Es war der lahme, kränkliche, stets an Geldnöten leidende Dichter Scarron, Verfasser des „roman comique“, dem Goethe manche Züge für Wilhelm Meister entnahm, und seine Frau, deren reizvolle Konversation sie später nahe an den französischen Thron bringen sollte als Madame de Maintenon. Als eines Tages im Hause Scarron bei einem geladenen Essen die Reihe an den Braten hätte kommen sollen und die Pause immer länger wurde, flüsterte der Diener Madame Scarron ins Ohr: „Si Madame contait

une histoire — il n'y a pas de rôti.“ Die geistreiche Hausfrau bot ihr Gesprächstalent auf. Es kam die süße Speise, keiner der Gäste hatte den fehlenden Gang vermißt.

Bei kostbaren Gastereien jüngst vergangener Zeiten kam mir die bezeichnende kleine Geschichte oft in den Sinn. Sie drängte sich mir wieder auf heute, da ich gern über bescheidene Gastfreundschaft und über Mäßigkeit nachdenklich bin, über jene oft sogar dürftige Mäßigkeit, die im vorher so üppigen Deutschland anständig, notwendig, ja bitter notwendig geworden ist.

Aus jeder Not kann bekanntlich eine Tugend gemacht werden. Wäre es nicht schön, wenn die Tugend die Not überdauern könnte und wenn man in weiten Kreisen lernen möchte, sich mit der Mäßigkeit zu befreunden, deren Notgebot zuerst unangenehm überraschend war?

Oder wird man sich überall sobald als tunlich wieder zu den alten Gepflogenheiten zurückfinden?

Können wir wirklich einen Gast nur durch Überfülle an Essen erfreuen? Der Wunsch, die Gäste zu ehren, kann auch symbolisch ausgedrückt sein. So nimmt der kleine Mann für den Ehrengast die Patenlöffel und die besten Kaffeetassen aus dem Glaschrant, der Schloßherr entbietet sein Töchterlein, ältesten Wein im sonst ungebrauchten Pokal zu kredenzen. Mit unendlichen Zeremonien wickelt der Japaner die heilige Familienschale aus allerlei seidenen Tüchern, und andachtsvolle Blicke richten sich auf dies Heiligtum, während es der Hausherr dem Gast reicht. Brot und Salz sind heilige Ehrengeschenke, und bei den Russen bildete sich die Redensart, von einem gastfreundlichen Manne zu sagen, „er ist Brot und Salz“.

Das alte Tischgebet bezweckte, Unmaß und lauten Streit bei Tisch auszuschließen. Andächtige Stimmung den erhaltenen Gaben gegenüber und der natürliche Wunsch, sie mit anderen zu teilen, drückt sich aus in dem schönen alten Wort:

Was uns Gott beschert,
Macht der Gast erst wert.

Wenn der Segen edler Mäßigkeit im täglichen Leben und bei geselliger Zusammenkunft im kleinen Kreis offen-

bar genug ist, während Üppigkeit blasiert, verdummt und verstimmt, so haben Pracht und Prunk bei besonderen großen Gelegenheiten ihr Recht und ihre Poesie. Denn sie können jauchzend das beweisen, was Aristophanes bei seinem „Friedensmahl“ verkündet. Der Komödiendichter lockt mit diesem Friedensmahl, mit dessen Lederbissen, süßen Weinen und seligen Gesängen die Athener von der rauhen Kost des Krieges weg und verspricht einleuchtend bessere Freuden denen, die klug genug sind, die Sense zu schultern, statt das Schwert zu gürten.

Fröhliche Fülle ist wohl zu leiden bei großen Gelegenheiten, und wenn dabei brüderliche Eintracht herrscht, lohnt sich das holde Wunder, Wasser in Wein zu verwandeln. Fern bleibe uns die grämliche, mißgünstige Gesinnung des englischen Puritanertums, dessen Führer unter Cromwell Weihnachtsbraten und Plumpudding bei hochnotpeinlicher Strafe verboten.

Im vielverkannten achtzehnten Jahrhundert rüsteten die Schloßherrschaften den Bauern Ernte- und Weinlesefeste, bei denen es hoch hergehen durfte und sollte im Saal wie in der Scheune. Gewiß ist es schön und gut, sich auf ein solches Fest zu freuen während arbeitsreicher, in Mäßigkeit zugebrachter Wochen.

Froher Genuß macht reich, schiele Mißgunst macht so arm, daß selbst ein üppiges Mahl nicht mehr mundet, daß uns Habsucht verflaut und die Güter des Friedens gefährdet.

Kulturmenschen sind durchaus keine Feinde erlesener Tafel, sie achten die Kunst des Kochens wie alles, was zu froher Geselligkeit beiträgt, und auch ein richtiges Kirmestreiben, eine Braterei auf lustiger, dichtgedrängter Schützenwiese gibt ihnen durchaus keinen Anlaß zu tugendhafter Entrüstung. Alles kommt auf Maß und Ziel und im Grunde auf die Gesinnung an.

Die naive und herzliche Freude an Gastfreundschaft gehört zu den schönsten Angebinden des Menschen.

Edel ist sie, sobald der Gastgeber den Gast möglichst zu ehren gedenkt. Sie wird verdorben, sobald er mit dem, was er bietet, die Eingeladenen nicht erhöhen und ehren, sondern demütigen und erdrücken will, indem er nur sich

selbst Ehre gibt. Nicht den Gast preist Prozeret, sondern der Prox will sich selbst preisen mit dem, was er aufischt.

Der Gang zur Böllerei ist schlechte Gewohnheit, der Gang zum Prozen mit dem, was gegessen und getrunken wird, ist teilweise auch schlechte Gewohnheit, teilweise aber schlimmer, ein wahres Laster, die verdorbene, vergiftete Freude an Gastfreundschaft.

Ferner schließt solche Prozeret eine Faulheit und Plumpheit in sich. Wer keine Geschichte zu erzählen versteht, wird über keinen fehlenden Braten liebenswürdig hinwegtäuschen. „Muzvoller Mhund ist nicht gesund“, aber auch nicht geistreich.

So oft die Gastfreundschaft entartet, dumpf und üppig wird, sehen wir, daß geistvolle Menschen, die durchaus nicht weltfremd und weltfeind zu sein brauchen, sondern Liebhaber wahrer Geselligkeit sind, versuchen, sich abseits mit ihren Freunden mäßig und vornehm zu vergnügen.

Bekannt ist die Einladung des Horaz:

„Wilst du, mein Freund, ein bescheidenes Mahl nicht verschmähen,
und ein bescheidenes Lager am Tisch, der kunstlos gefügt ist ...
Iad' ich von Herzen dich ein, bei mir heut' abend zu speisen.“

In der Tat mußte es erquickend sein, abgekehrt von dem immer aufdringlicher und raffinierter werdenden Luxus, den Parasiten und Klienten umschmeichelten, an maßvoller Tischfreude in guter Gesellschaft teilzunehmen. Auch in diesem Sinne, nicht nur im dichterischen, hat die liebenswürdige Einladung des Horaz die Jahrhunderte überdauert. Sie wurde oft mit Glück paraphrasiert, namentlich unter Dichtern und Dilettanten des galanten Zeitalters. Im Weltkrieg ist mir eine ähnliche Einladung ins Haus geflattert, wie sie Horaz gegeben, die daselbe ausdrückt und als kleines, harmloses Kulturdokument wohl verdient, bewahrt zu werden.

Im frühen Mittelalter lud mancher König und Fürst Arme an seine Tafel aus „Milde“, aber auch zur Mahnung, etwaigen Übermut zurückzudämmen und die Unmäßigkeit der Gäste einzuschränken, denn der Arme war heilig. Einige Legenden zeugen von dieser Anschauung. Im späteren Mittelalter nimmt aber fromme Sitte ab, und

Böllerei greift um sich, sogar in den Klöstern. Rabelais' mächtige Satire geißelt diese Zustände. Dem phantastischen Appetit, den er beschreibt, können wir aber nicht so recht gram sein, denn eine gewisse Weitherzigkeit, ein joviales Teilhaben und Mittun, wie es alle Stände bei festlichen Gelegenheiten verbindet, berührt sympathisch, weil es ein durch und durch gesundes Gefühl zum Ausdruck bringt.

Auch die herrlichen Renaissancetafeln, zu deren künstlerischem Schmuck die großen Künstler gerne beitrugen, sind Zeichen einer berechtigt frohen Zeit, solange ihre Äppigkeit vornehm bleibt. Wie gerne erinnert Paolo Veronese auf seinen Gemälden daran, daß Christus selbst einem Hochzeitsmahls nicht fern stand und dessen Freuden so wenig verschmähte, daß er mit seinem ersten Wunder die Gäste beglückte, indem er Wasser in Wein verwandelte. Aber bald überschritt in Venedig die Äppigkeit des Tafelns erlaubte Grenzen und artete in Prozerei aus, man streute Gold- und Juwelenstaub über verschiedene Speisen, um sie kostbarer zu machen.

Da erhebt sich mitten in der entarteten Äppigkeit eine mahnende Stimme, mit wahren Propheteneifer die Böllerei zu verurteilen und Mäßigkeit als heilbringend und heilig zu preisen. Alwise Cornasro gibt dreimal, je im Alter von 83, 90 und 95 Jahren, kleine Schriften heraus zum Lob eines nüchternen Lebens (*vita sobria*) und beweist darin mit Feuereifer, daß er sein hohes und glückliches Alter (er geht mit 90 Jahren noch auf die Jagd, ließt und musiziert) nur seiner Mäßigkeit verdankt. Sein Büchlein ist lesenswert geblieben, besonders weil er keineswegs pedantisch vorgeht, sondern jedem rät, der eigenen Natur entsprechend, Grad und Art der Mäßigkeit zu bestimmen.

Vor dem Einbruch des Amerikanismus war eine prohige Überschätzung des Essens und Trinkens bei vornehmer Gesellschaft in ganz Europa kaum wahrnehmbar. Man stand mit Bewußtsein auf guter Überlieferung.

In Deutschland, Italien und Frankreich boten die berühmtesten Salons recht bescheidene Bewirtung. Von den vielgepriesenen „souters“ der Madame Geoffrin, der

Freundin der Enzyklopädisten, wissen wir, daß sie höchstens aus Hühnerbraten und Spinat mit Ei bestanden.

Unser nordisches Klima macht es schwerer, mäßig zu sein, und seit alters bildeten ausgiebige Tafelfreuden eine Sehnsucht nordischer Rassen. Nicht genug Fleisch und Met kann Odhin seinen Gästen in Valhalla bieten, nicht genug können die Tafeln tragen bei nordischen Großen und nicht genug Humpern herumgehen. In Frankreich stellt man sich entsetzt über den Appetit mancher deutschen Prinzessin, obwohl die Rechnungen „pour la bouche“ der einheimischen Damen des Hofes zeigen, daß tüchtig aufgetragen wurde.

Doch wird maßvolle Geselligkeit im Sinne des Horaz heimisch bei den gebildeten Ständen Deutschlands zur Zeit der Klassiker. Die besten Geister setzen ein gutes Stück Lebensarbeit in das Streben, die geselligen Sitten zu verfeinern und zu veredeln.

Dieses Stück Lebensarbeit ist noch gar nicht genug gewürdigt worden. Goethes gesellige Lieder und manch ein Spruch feinsinnigster Weltklugheit, Schillers sinnige Rätsel und sein Punschlied zeigen, wie es die Klassiker meinten. Man war mit nichten pedantisch oder grämlich. Im Norden wirkt heißer Punsch anregender auf das Spiel des Gesprächs, als das bekannte Glas Wasser der italienischen „conversazioni“, und ein guter Tropfen wie eine sorgfältig zubereitete Speise wurden gewiß nicht verschmäht.

Ich besitze ein zierlich geschriebenes Kochbuch der Frau von Lengefeld, die ihrer Tochter erprobte Rezepte fleißig weitergibt, um jene anspruchslosen, aber durchaus nicht spartanisch lieblosen Tischfreuden zu ermöglichen, die das bescheidene Leben einer guten alten Zeit gewährte.

Im Sinn der Klassiker sollen diese Freuden aber nicht das Ein und Alles der Geselligkeit bilden, sondern nur die pedalgedämpfte Begleitung einer Melodie, die je nach Stimmung und Anlaß getragen oder heiter bis zum perlenden Scherz in der Kunst des Gesprächs besteht, in der Kunst des Zuhörens und des Erzählens, die unzertrennlich zueinander gehören.



Die Begnadigung

Wir ritten hinter Mesothen
Das gestrige Schlachtfeld hinan,
Die Krähen taten den Toten
Die vorletzte Ehre an.

Es lag mit blutigen Stümpfen
Der russische Leichnam da,
Von der Ua zu den Tirul-Sümpfen,
Von den Tirul-Sümpfen zur Ua. —

Da schleppten sie her von Norden
Einen Leichenräuber zum Pfahl,
Ein verlaustes Halbtier der Horden
Jenseits des Wüsten Ural.

Wir leerten ihm aus die Tasche
Und fanden verdrückt und zerknüllt
Neben stinkender Wodka-Flasche
Eines lieblichen Knaben Bild.

Er wußte nicht, wer der Knabe,
Er stahl es aus Abgötterei,
Damit nicht im Massengrabe
Das Bildchen verschaufelt sei.

Ein Halfterstrick ward geschlungen,
Da sagte er noch einmal:
„Es ähnelte so meinem Jungen
Weit drüben im Wüsten Ural.“ —

Wir verschoben das Urteil auf später,
Der Abend nebelte schon, —
Wir waren so viele Väter
Bei der Ersten Schwadron ...

Hab' den Kerl nicht wieder gesehen,
Doch sah ich im Abendschein
Einen Reiter vorübergehen,
Der rollte den Strick wieder ein ...

Börries, Frhr. von Münchhausen



*Die Filmschauspielerin Mia May
Aufnahme von A. Binder in Berlin*



Baquerette

Novelle von Frida Schanz

Im großen Saal des Lazarets II in der Académie des Arts in Brüssel liegt in einem der vielen Feldbetten mit den hochroten Friesdecken Fritz Schuffelmeyer aus Ulzen — vor dem Krieg Studiosus jur. und cam. in München. — Sommerkrankheit, leichter Fall. Darm- und Magenerkrankung. Ein paar Tage lang tat es ihm köstlich, das Ausruhn und Gepflegtwerden. „Ich komme von der Sonne. Ich bin recht müde!“ stand lesbar auf dem schmalen, fiebrig glühenden Gesicht.

Nun reißt und treibt aber die Unruhe schon wieder in ihm, das Wiederhinauswollen. Da erlebt er eine hier im Brüsseler Lazarett seltene Freude: einen Freundesbesuch. Günther Althaus, sein Münchener Leibfuchs, hier in Brüssel! Ja, nach schwerer Verwundung im Osten, böß zerschossenem Fuß, felddienstuntauglich zur Politischen Abteilung des Generalgouvernements kommandiert und gestern von Fritzens Schwester benachrichtigt, daß Fritz hier liegt. Er hat nicht eher kommen können. Extraarbeiten lagen vor. Aufregende Sache: eine Spionagegeschichte. Über einige mußte das Todesurteil gesprochen werden. Männer und ein junges Weib. Steinern ruhig haben die meisten es hingenommen, zwei, drei haben geflucht, gerast: „Assassins, assassins!“ Das junge Mädel, das die folgenschweren Benachrichtigungen auf winzigen Papierröllchen in den krausen braunen Lockenhaaren getragen hatte, war fest und lachend in den Tod gegangen, elegant wie zum Tanz.

Telephonistin war sie, gebürtig aus Löwen, Baquerette mit Namen, Baquerette Ginand.

Baquerette?

Aufglüht auf einmal des langen Sommerkämpfers luftgebeiztes Gesicht, in Aufhorchen, in Erschrecken. Hochauf fährt er im Bett.

Wäre es möglich?

Er schüttelte ärgerlich den Kopf, als der Freund mit kleinem unzweideutigen Lächeln ihn wortlos etwas fragt. Unsinn! Nur eine Kindheits Erinnerung! Das Vaterhaus taucht vor ihm auf, Vater, Mutter, die gesunden, fröhlichen Geschwister, rund und blond, dazwischen ein magerer, altkluger kleiner Irrwisch, siebenjährig, ein überverständiges Gesicht, hauptsächlich Augen und lockige, in Unmasse vorhandene braunschwarze Haare.

⌘

⌘

⌘

Der Freund ist längst fort.

Im großen Saal mit den farbenreichen mythologischen Fresken liegt im schmalen Feldbett unter der roten Friesdecke Friß Schuffelmeyer, döst und träumt. Er ist jetzt abgelöst von der Sonne. Eine Erinnerung wirft Stein um Stein ans hohe Bogenfenster.

⌘

⌘

⌘

Es sah Muttern doch so recht ähnlich damals! Ganz fremden Leuten schreibt sie einen Entschuldigungsbrief in ihrer Verlegenheit, ihnen nicht so, wie sie wollte, dienen zu können, erklärt ihr Bedauern, keins ihrer sieben Kinder adoptieren zu können zu ihren sechs eigenen, drückt sich so herzlich aus, so verlegen innig, daß die verwunderten Menschen es als Einladung lesen und ihr eine ihrer kleinen Töchter mit verwundertem, hochmütigem Geleitbrief schicken.

Onkel Matthias, Vaters Geschäftsfreund, der Mann mit der ewigen Schüßlingsmanie, war natürlich schuld daran.

Er hatte die seltsame Familie, sehr entfernte Verwandte, für die er sich schon immer interessierte, bei einem geschäftlichen Aufenthalt in Löwen einmal wieder besucht.

Monsieur, der Märtyrer, war verreist. Und so hatte Madame, das Rückgrat seiner hochmütigen Gegenwart entbehrend, die Lage der Familie einmal schonungslos enthüllt. Sieben Personen, beide Eltern und fünf Kinder, in zwei schmalen Zimmern hoch oben in enger Gasse, in schmalen, engem Haus. Das Bett Madames am Tag der Diwan vorm kleinen Speisetisch. Die Stuben sauber, aber wie ein Möbelmagazin ineinandergeschachtelt, dabei mit rührendem Bemühen zierlich aufgeputzt, ein Sträuß-

den Kresse mitten im Chaos von Monstieurs Schreibtisch, das auf atemlose Arbeit schließen ließ. Alles vorläufig ohne Lohn, für die Idee, für irgendeine Erfindung, die ihm damals im Kopfe gärte. Er hatte seine gute Stelle aufgegeben, um der Idee zu dienen. Nur drei Stunden am Tag tat er Frondienst in irgendeiner Zeitungsredaktion. Schlecht bezahlten. Madame durfte von Geld nicht reden, aber wußte nicht, wovon sie Essen, Kleider, Schulgeld bezahlen sollte. Monsieur war heftig. Machte nichts. Seine Familie wußte sich leidenschaftlich von ihm geliebt und vergötterte ihn wieder. Zärtlich bewundernd hing jedes Glied der Familie an allen andern. Gérard und Paul, Mline, Pauline, Adolphe und Paquerette — nach den Äußerungen von Madame und nach dem selbsteigenen Eindruck des Besuchers hingen sie alle in gegenseitiger Rücksicht, Höflichkeit und Zärtlichkeit wie Kletten aneinander. Und doch sprach Madame verzweifelt davon, es müßte eine Änderung stattfinden. Monstieurs Gesundheit schwände hin, und die sei die Hauptsache. Er könnte nicht für alle verdienen. Wenn sich wohlhabende Leute fänden — einige der Kinder annähmen —

Vielleicht er?

Nein, Onkel Matthias war als Junggeselle dazu nicht imstande. Sein Wohltätigkeitsdrang war auch nur Vermitteln. Er zog alle seine verheirateten Freunde in Gedanken heran, zuerst natürlich Schuffelmeyers.

Fritz Schuffelmeyer weiß noch wie heute, wie seine Mutter in Erregung geriet. Solche Sachen waren ihr Element. Der übereifrige, übergütige Absagebrief, in dem sie nebenbei Strümpfe, Wintermäntel und noch gutgehaltene Schulkleider anbot, war eigentlich an sich selbst und ihr überquellendes Herz gerichtet. Sie schämte sich ihres engherzigen Zagens immer peinlicher, da nach Wochen noch keine Antwort kam. Vielleicht — wenn sie es mit Vater richtig zu besprechen gewagt hätte! — Der kämpfte nur eben selbst schwer genug. Ein verlegenes Gefühl des Sichgedrückthabens lebte ihr im Herzen. Ihrem großen Fritz gestand diese ganz besonders impulsive Mutter so etwas ganz unverblümt.

Und Fritz konnte es deshalb auch am besten ermessen, daß Mutter sich einfach freute, als das Seltsame geschah. Paquerette, das jüngste Glied der sorgenvollen Einandfamilie, erschien eines Tags.

Siebenjährig, in einem abgeschabten Mäntelchen, hager, braun, mit einer dürftigen Reisetasche beladen, kleine Glacehandschuhe an den winzigen Händen, ein pudriges Tellermützchen auf den eleganten langen braunen Locken, so stand sie sicher und selbstverständlich nach langem scharfem Klingeln draußen vor der Thür.

Ein Brief Monstieurs führte sie mit hochmütigen, über die Einmischung ziemlich verwunderten Worten ein.

Von Madame brachte sie freundliche Grüße.

Im Sturm des Erstaunens und der Besorgnis stand sie wie ein kleiner Fels. Ob sie wirklich allein gereist? Wie sie sich hergefunden? Ob sie sich nicht schrecklich geängstigt hätte? — „Geängstigt?“

Mit kleinem lächelndem maliziösem Achselzucken wies sie das ab.

„Mais du tout, du tout, du tout, du tout“ — —

In zehn Minuten hatte sie sich im neuen Reich zurechtgefunden.

Sie maß es mit den Blicken, schätzte es ab; ließ sich ihren Platz anweisen unter den blonden schüchternen Töchtern des Hauses, am Tische, am Kleiderrechen, im Schlafzimmer der Mädchen, dankte kühl, wies mit unnachahmlicher Handbewegung jede überflüssige Bemühung ab.

Und so saß sie denn am ersten Mittag ganz selbstverständlich mit am Tisch. Vater hatte unversehens ein Kind mehr zu erhalten.

„Tant de plats!“ ließ sie sich beim Auftragen der Mittagsgerichte altklug vernehmen. Alles andere als im Ton des armen Kindes, dem der Überfluß Eindruck machte. Darüber, daß es zum Abendbrot keine Suppe gab und nur kalte Speisen, rümpfte sie die tecke kleine Nase ebenso.

Sie belehrte. Bei uns ist das so und so. — Bei uns ist man mittags wenig. Abends mehr.

Bei uns gibt es immer diese reizenden kleinen Seidenpapier servietten. Bei uns ist man das Gemüse ganz

anders zubereitet. Man ißt viel Artischocken bei uns. Man ißt Chicorée.

„Kennen Sie sie nicht, Madame?“

Dies alles Französisch.

Schon bei der ersten Mittagsmahlzeit sah man genau, wie es kommen würde. Dieses kindlich reizende spitze Französisch würde sich der Familie einfach aufzwingen. Mahnte Mutter nicht schon die Schwestern, die Übungsgelegenheiten zu benutzen und Französisch zu antworten, wenn die kleine Belgierin, die recht wohl ihr Teil Deutsch konnte, in der deutschen Familie französisch sprach?

Und wurde nicht Mutter mit ihren Aufforderungen, tüchtig zuzulangen, dem kühlen Kinde geradezu lästig?

Baquerette aß wie ein Vogel, mehr als zierliche Beschäftigung.

Um so dienstbeflissener paßte sie auf allerlei Tischbedürfnisse von Vater und Mutter auf. Nicht ein halber Blick nach irgendeiner Schüssel, nach Salzfaß, nach Zuckerspreuer, ohne daß Baquerette mit ausgesuchter Höflichkeit dazwischenfuhr: „Vous cherchez, m'sieur?“ „Vouz désirez, madame?“

O, wie sie Fritz später noch gereizt und geärgert hat, diese Höflichkeit mit dem eiskalten, unzugänglichem Gesichtchen bei dem winzigen Ding!

„Hoffentlich wirst du uns auch ein bißchen lieb gewinnen!“ konnte sich Mutter am Abend des ersten Tages nicht zu sagen enthalten.

Er weiß noch, wie wütend er war auf eine derartig entgegenkommende Mutter gegen ein derartig wenig entgegenkommendes Kind.

⌘

⌘

⌘

Er hatte sich damals eingeredet, er sei der einzige, der sich nicht Mühe gab um sie.

Aber wenn er es jetzt bedachte: hatte er, der Große, sich nicht am meisten aufgeregt um sie? Er liebte sein Vaterhaus. Etwas Väterliches für die Geschwister, ja für Vater und Mutter selbst, hatte immer in ihm gelegen. Monat auf Monat war das braune stachelige Kind mit dem taufrischen Frühlingsnamen Baquerette — Oster-

blümchen, Tausendschön — nun schon zu Gast. Er wußte, die Eltern rechneten edelmütig mit dem „Für immer“. Er sah, wie das Rechenexempel durch Streichungen und Entbehrungen auf der anderen Seite vollzogen wurde.

Wild machte es ihn, daß das alles so abfloß an dem kühlen Kind.

Daß Paquerette unartig und widerspenstig gewesen wäre, hätte niemand sagen können. Sie lernte allerdings schlecht in der Schule, aus Gleichgültigkeit, die an Verachtung grenzte, hatte eine Lehrerin einmal gesagt.

Am liebsten noch war ihr Turnen und Singen.

Überlaut und dafür um so falscher sang sie, wenn sie sich allein wähnte, mit irgendeiner ihrer unglaublich flink fördernden Handarbeiten im Winkel kauernd, ihre französischen Lieder.

Als Anführerin und Befehlshaberin eines Kinderreigenspiels auf dem Spielplatz in den Anlagen der Vorstadt sieht Fritz sie noch. In schwesterlichem kindlichem Spiel mit seinen Schwestern hat er sie nie gesehen. Er sieht sie Staub wischen, sieht sie Gemüse putzen mit beispielloser Gewandtheit, sieht sie aus irgendeinem alten Stück Tüll — oder so Zeugs — mit den spitzen hageren Krällchen geschickt wie eine alte Putzmamsell irgend etwas zusammenfügen, was sie dann in einem Pappschächtelchen an Madame Ginand schickt. Alles, was sie Hübsches und Gutes bekam, wurde fortgeschickt. Er sieht ihr huschendes Flitzen über die Straße nach der Post hinüber.

Steil und feindselig wie eine kleine Raupe richtete sie sich auf, wenn man sie auf dem Wege traf, wenn sie vermeinte, man könne nur den geringsten Einspruch gegen ihr Vorhaben erheben.

„Pour mes parents!“ Etwas Abweisenderes, Abwehrenderes läßt sich nicht denken.

Niemand hat je ein Lachen, ein Lächeln, nur einen Hauch von Glück auf ihrem Kindergesicht gesehen.

Aber auch nicht die kleinste Klage, die kleinste Äußerung ihrer sichtlich großen Sehnsucht nach dem armen Heim, das sie als Vorbild für alle Hausführungen der Welt hinstellte, hat je jemand von ihr gehört.

Fritz Schuffelmeyer von der Sommeschlacht fühlt noch heute jenes Kribbeln.

Nicht beizukommen war ihr, der Krabbe.

Alle kleinen Vertraulichkeiten der Schwestern, alle Herzlichkeit floß von ihr ab.

„Mutter, vergib dir nicht so viel!“ hat er die Mutter einmal in jener Freundesoffenheit, die zwischen ihnen herrschte, bitter angeschnauzt.

Aber paßte es ihm vielleicht besser, wenn Vater über eine schlechte Zensur Paquerettes lange, ermahnende Reden hielt, immer lauterer tadelnde Worte sagte, je kälter und verschlossener der kleine fremde, immer fremdere Mensch ihm gegenüber saß?

„Laßt sie doch! Sie hat ja kein Leben!“ hat er den Schwestern, deren kleine Liebkosungen Paquerette so unwirsch von sich wies, einmal zugerufen und dann die Tür so recht fleghaft hinter sich zugeknallt.

Einmal aber hatte er doch Leben in ihr gesehn. Mit einem ältlichen, verwachsenen, dabei aber noch zierlichen und koketten Dämchen französischer Abstammung und französischen Namens, die zu Näharbeiten ins Haus kam, hatte sie Freundschaft geschlossen. Zu der faßte sie Vertrauen. Eines stillen Nachmittags sah er sie unerwartet bei der im Flickstübchen im Vorübergehn. Eine rote Weinranke und ein paar verspätete Bohnenblüten im Haar, die festen Zöpfchen, die Mutter ihr flocht, aufgelöst. Zu flatternden, wilden Locken, voll schwärmerischem Feuer im Gesicht, die Arme ausgebreitet, im eigenartig graziösen Tanz.

Hinterdrein warf sie sich der alten Freundin zu Füßen.

„O j'aime à danser, j'aime à chanter, j'aime à être bien heureuse —“

⌘

⌘

⌘

Friße, Friße, dreizehnjähriger Idealist! Mit deutscher Gründlichkeit wolltest du der Sache zu Leibe gehn! Auf einem Familienspaziergang hast du sie dir einmal gekauft. Gemütstöne hast du in sie hineingeredet, hast ihr gesagt, wie ihr steifes Fremdsein Mutters Herz verlege, wie Vater es gut mit ihr meine. Hast sie in das Herz der kleinen Mädels blicken lassen, in Mutters Wesensart,

haft förmlich gerungen mit ihr um ein bißchen Liebe für die Deinen.

Wie, ja wie hat sie dich nur damals angesehen?

Etwas wie eine kleine Natter ist unsichtbar aus ihr herausgezüngelt. Du suchtest den Namen —

Sie gab sich aber Mühe nach diesem Tag.

Ein paar Wochen vergingen. Ihr wart wieder einmal über Land. Sie ließ sich die Unterschiede und Merkmale der deutschen Nadelbäume von dir erklären. Wie ein ernster kleiner Hauch von „Gemütlichkeit“ war's zum erstenmal zwischen dir und dem braunen Kind.

⌘

⌘

⌘

Und gerade an jenem Tag, beim Nachhausekommen —!
Dieser Aufruhr im Haus!

Dieses schrille, tolle Freudengeschrei Paquerettes!

M'sieur Ginand war angekommen!

M'sieur Ginand hatte irgendein Honorar verdient und war es müde, sein begabtestes, liebstes Kind fremden Leuten zum Schmuck ihres Hauses noch länger zu überlassen.

Sie saßen zusammen im breiten Ledersessel in Vaters Zimmer, der Mann und die Kleine. Die beiden Väter hatten eine Auseinandersetzung gehabt, in der keiner den anderen verstand. Nun hatte M'sieur den Arm um sein Kind geschlungen und bis zum Verschwinden hatte sich die kleine Gestalt in ihn hineingeschmiegt. Unerfättlich küßte er sie, neckte er sie. Friß verstand aus dem wirren Gezwitscher: Ob's ihr auch wirklich nicht leid tue, wieder heimzukommen in die beiden Stuben aus dem großen Haus? Ob sie all die schönen Sachen nicht entbehren würde, das gute Essen, den Garten? Und er hörte verlegt bis in jedes einzelne Herz der Seinen Paquerette immer wieder jubelnd gurren und gurren: „O du tout, du tout, du tout, du tout —“

⌘

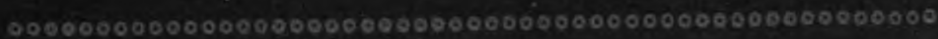
⌘

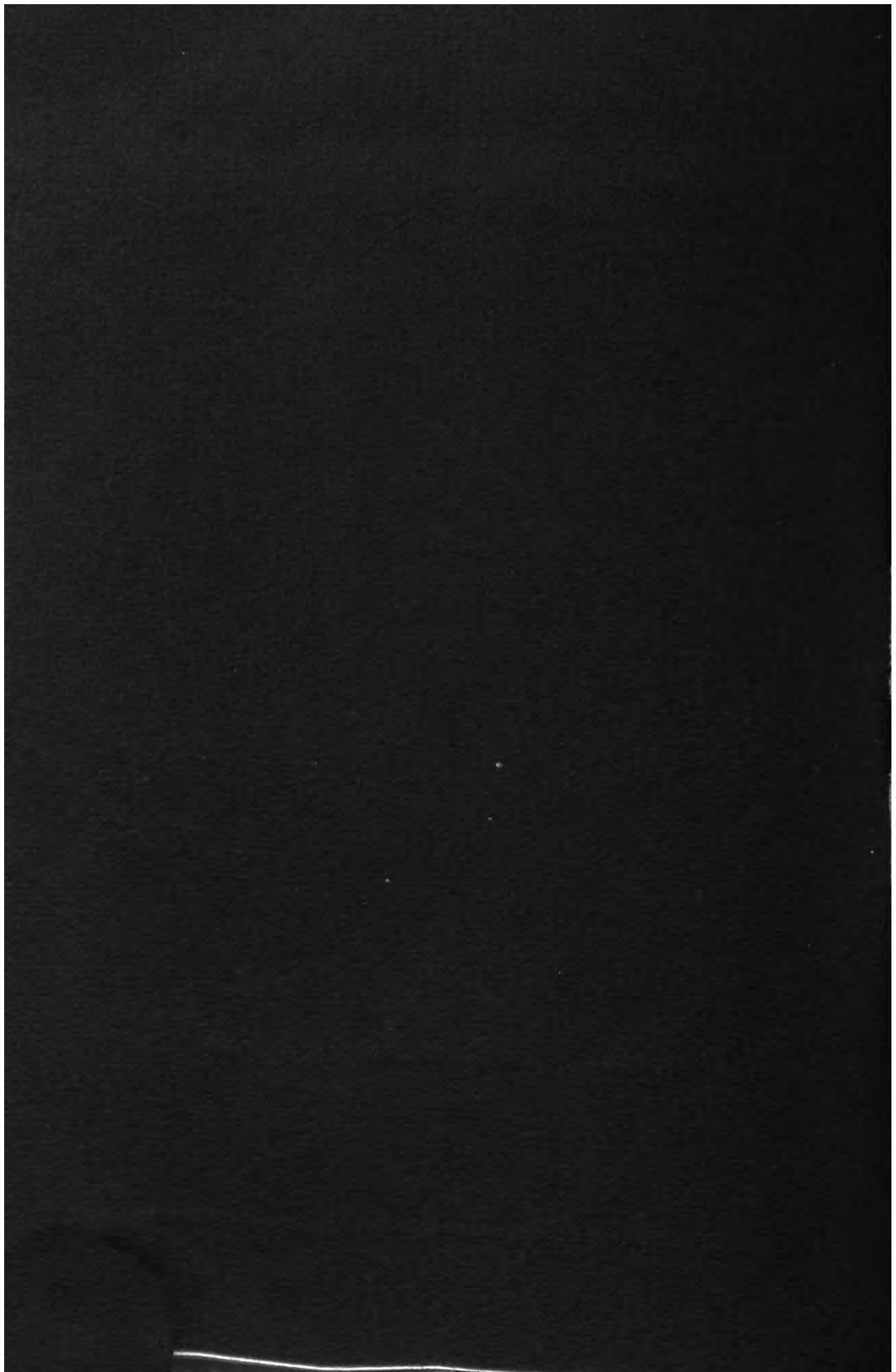
⌘

Friß Schuffelmeyer mit dem Eisernen Kreuz von der Somme ist nach seinen ersten kurzen Lazarettausgängen öfter mit seinem beim Generalgouvernement arbeitenden Freund weiter hinausgewandert ins köstliche herbstliche Land und hat sich noch erzählen lassen, was jener Weiteres vom Prozeß und dem strafgerichtlichen Tod der Spionin



Studienkopf
Gemälde von Kurt Haase-Jastrow





Einand wußte. Es war nicht viel. Aber doch, kein Zweifel mehr: sie war es. Es stimmte alles. Und übrigens kannte er sie allein schon wieder an einem ganz bestimmten kleinen Zug des Gesichts, den der Freund beschrieb.

Er sah — die Natter! — Er wußte jetzt auch ihren Namen, den so eigenartig treffenden, lautmalerischen — la Haine.

Einer seiner eigenartigen Schrullen folgend, hat er es durchgeseht, die Stelle zu sehn, wo jene gemeinsam dem Kriegsrecht verfallenen überführten Verräter gemeinsam begraben waren. Wie ein rechter deutscher Narr kam er sich freilich dabei vor!

Er meinte eine eisig höfliche, eisig abwehrende Stimme mit scharfem Klang ihm entgegentönen zu hören: „Vous cherchez, m'sieur? Vous désirez?“ — — —

Kranke Tänzerin


So sollt ihr niemals wieder mir erklingen,
Ihr Melodien, so von Luft belebt,
Daß selbst der kalte Marmor lauscht und bebt,
Und Erde, Luft und Sonne mit euch singen?

So soll ich nie mich mehr im Tanze schwingen?
Soll wie der Vogel, der ins Blaue strebt
Und plötzlich fest am tüd'schen Leime klebt,
Hier reglos liegen, nicht den Reigen schlingen?

O Tanz, o Körperwordene Musik,
O Harmonienreigen stummer Töne!
Mißgönnst du mir ihn, grausames Geschid,

So nimm auch andern Wesen dieses Schöne:
Den Elfen, Schmetterlingen und Libellen,
Dem lockern Laub, dem Wind, den muntern
Wellen!

Margarete Wittmers



Die spanische Tänzerin

Ein Stück Weltgeschichte im Unterrod

Von Dr. Paul Weiglin

Munter den zahllosen bündigen Bemerkungen, mit denen König Ludwig I. von Bayern die täglichen Eingänge seiner Regierungsgeschäfte in fleißiger Arbeit zu erledigen pflegte, findet sich auch folgender Bescheid an den Intendanten des Hoftheaters: „Mit Gastspielen muß man sparsam sein, namentlich in der Auswahl der Auftretenden, leicht kosten sie mehr, als sie eintragen.“ Vielleicht erinnerte sich der Intendant General Frays dieser Weisung seines Herrn, als im Herbst 1846 die Señora Maria Dolores Porris y Montez bei ihm erschien und sich für ein Gastspiel auf der königlichen Bühne empfahl. Der Intendant kannte die Dame, denn der Ruf von Lola Montez, wie sie sich als Tänzerin weniger feierlich nannte, beschäftigte schon geraume Zeit den Klatsch und Tratsch der vornehmen Welt. Erst im Frühling des Jahres war ein Pariser Schriftsteller, Dujarrier, der Herausgeber der „Presse“, für sie im Zweikampf erschossen worden, und ein Skandalprozeß, der sich an dieses traurige Ereignis knüpfte, hatte die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf die verführerische Spanierin gelenkt. Fast alle Hauptstädte hatte sie unsicher gemacht. In Berlin hatte sie sich zu Pferd unter das königliche Gefolge gewagt und dem Adjutanten, der sie entfernen sollte, mit der Reitpeitsche unter der Nase herumgefuchelt. Zur Strafe war sie ausgewiesen worden, denn nach Friedrich Wilhelms IV. Meinung hatte die Berliner Polizei Wichtigeres zu tun, als die schlechten Sitten einer schlechten Tänzerin zu verbessern. Jetzt kam sie von Baden-Baden. Man munkelte allerlei von ihr und dem Kronprinzen von Holland. Es war schon



Lola Montez

Nach einer Steinzeichnung des Gemäldes von J. Laure



*Frankfurter Karikatur auf Metternich,
Friedrich Wilhelm IV., Ludwig I. und Lola Montez*

gelingen, man machte es wie der Petersburger Polizeiminister Graf Benkendorf, der ebenso vorsichtig wie entschieden beschlossen hatte: „Diese gefährliche Person sieht mir weder den Kaiser noch den Großfürsten.“ Der Intendant verwies also die fremde Tänzerin auf den Dienstweg. Sie mußte vor dem Hof tänzer Frenzel ihre Kunst zeigen, und dieser tüchtige Beamte ahnte selbstverständlich das von seinem Vorgesetzten gewünschte Urteil. Er berichtete demnach, die Señora habe die Probe nicht bestanden, und der Intendant lehnte das Gastspiel ab.

Auf solche Weise ließ sich jedoch Lola Montez nicht abspeisen. Sie bat, dem König ihren Wunsch selbst vorzutragen zu dürfen. Ludwig legte keinen großen Wert auf diese Bekanntschaft. Er hatte keine Vorliebe für den Tanz und unterhielt an seinem Theater das Ballett nur insoweit, als es für die große Oper nötig war. Er sagte deshalb dem meldenden Adjutanten Grafen Rechberg: „Was soll ich denn alle hergelaufenen Tänzerinnen sehen?“ Der aber erwiderte: „Es ist schon der Mühe wert; sie ist sehr schön.“ Er ahnte nicht, daß er mit dieser vorlauten Bemerkung eines von den Gastspielen verschuldete, die mehr kosten, als sie eintragen, und daß sein König den Fehlbetrag mit seiner Krone werde bezahlen müssen.

Lola Montez hat ihre Memoiren herausgegeben, ein neunbändiges Werk, das, aus dem Französischen übersetzt, im Jahre 1851 in Berlin erschienen ist. Wahrscheinlich stammen sie nicht unmittelbar von ihr, sondern sind von einem ihrer federgewandten Pariser Freunde in ihrem Auftrag verfaßt worden. In diesen Erinnerungen berichtet sie auch über ihre erste Unterredung mit Ludwig. Rührsam erzählt sie dem König, es sei ihr nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie dereinst ganz Europa als Balletttänzerin durchirren sollte, beklagt die Wechselfälle des Geschicks, durch die der Himmel die, welche er liebe, und wohl auch oft die, welche er hasse, zu führen pflege, und unterhält sich dann über die Zustände in Spanien. In Wirklichkeit hat sich der Empfang bei König Ludwig bewegter abgespielt. Der noch immer leicht entzündbare Sechzigjährige war entflammt von der fremdartigen Schönheit, die ihm

gegenübertrat, und Lola verstand aufs gründlichste die Kunst, ihre Reize augenfällig zur Schau zu tragen. Sie liebte enganliegende samtene Kleider, die ihre Formen eher enthüllten als verbargen, und als der König im Laufe des Gesprächs mit täppischer Schmeichelei auf ihren Busen deutete und bewundernd zweifelte: „Soviel Schönheit kann doch nicht Natur sein!“, riß sie den Dolch hervor, den sie nach ihrer Gewohnheit bei sich trug, und schnitt sich blitzschnell das Kleid über der Brust auf, so daß sich Ludwig von der Grundlosigkeit seines Verdachtes überzeugen konnte. Anfang Oktober tanzte Lola dem Intendanten zum Troß auf der Bühne des Hoftheaters. Zweimal trat sie auf, ohne sonderlichen Beifall zu finden; der Hof tänzer Frenzel hatte doch wohl recht, daß es mit ihrer Kunst nicht weit her sei. Aber sie war nicht gekränkt. Das große Abenteuer lockte: die Geliebte eines Königs zu sein.

Wo stammte sie her? Sie selber macht widersprechende Angaben. Einmal behauptet sie, ihr Vater sei ein karlistischer Offizier gewesen, nach dessen Tode sich ihre Mutter, eine geborene Havaneserin, mit einem irischen Adligen verheiratet habe. Ein andermal dagegen vergiftet sie den spanischen Branden und berichtet nur von dem jungen Hauptmann Gilbert als ihrem Vater, dem Urbild eines Gentlemans. Ihre Mutter preist sie als die schöne Andalusierin der Romanze. Sie sei dem einst reichbegüterten Geschlecht der Grafen von Montalvo entsprossen, einem Hause von ursprünglich maurischer Herkunft. Einig ist sie mit sich nur über Ort und Jahr ihrer Geburt. Zu Sevilla will sie das Licht der Welt im Jahre 1823 erblickt haben. Doch ist an dieser spanischen Romantik kein wahres Wort. Sie ist 1818 oder 1820 — ein bißchen hat die schöne Frau auch mit ihrem Alter gemogelt — als Tochter des englischen Offiziers Gilbert und der Spanierin oder Kreolin Oliverras zu Limerick in Irland oder Montrose in Schottland geboren. Sie will als Wickelkind, beim Abschied von Sevilla beinahe totgeküßt, mit ihren Eltern nach Indien gekommen sein und läßt dem Leser, offenbar aus Reisebeschreibungen, allerlei Unterhaltfames und Belehrendes von diesem Märchenlande zusammenklittern.



Lola Montez
Gemälde von Wilhelm von Kaulbach



Die Tochter der Wildnis. Berliner Karikatur



*Lola Montes I. von Bayern
Karikatur. Steindruck*



Der alte Charon transportirt eine Gesellschaft von Individuen, die sich selbst überlebt, über den Styr in die Unterwelt.

Steindruck von Cajetan in Wien (Wiener Theaterzeitung 1848)



Lola Montez tanzt bayrische Geschichte
Karikatur von W. Stek. Steindruck

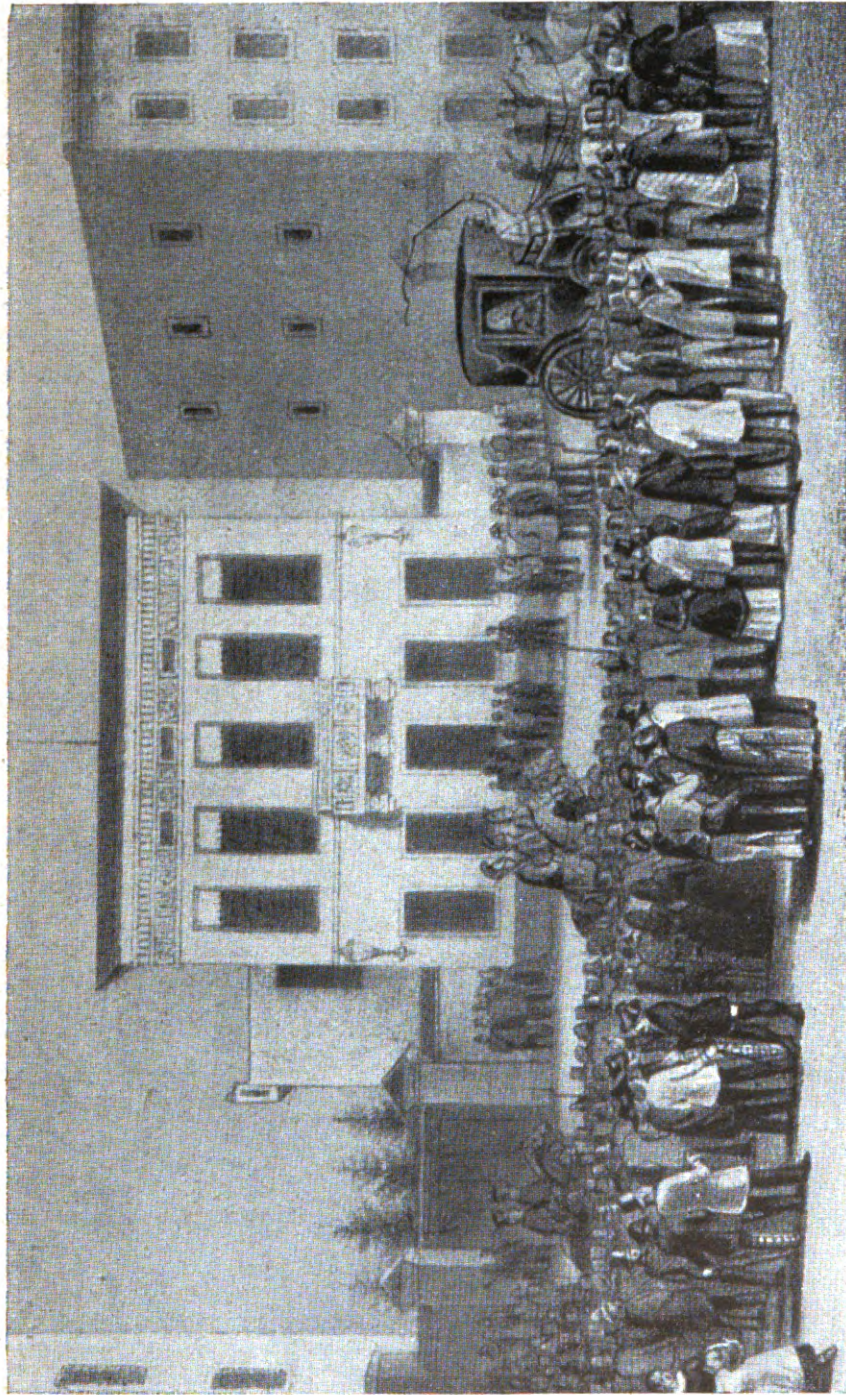
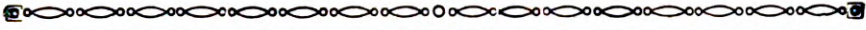
In der That ist sie in Indien gewesen und hat „in den Wellen des Ganges“ gebadet, aber erst als Fünfzehnjährige, ihren Eltern und ihrer Erziehung durch einen Hauptmann entführt. Dieses ersten Liebhabers war sie ebenso wie Indiens bald überdrüssig. Im Jahre 1840 verläßt sie ihn und fährt nach Europa zurück, selbstverständlich unter männlichem Schutze. Sie betritt zum erstenmal Spanien, ihre künftige Wahlheimat, widmet sich in Paris dem Tanz, ihrem vorgeblichen, und in aller Welt der Liebe, ihrem wahrhaften Beruf. Irländerin durch ihren Vater, Spanierin durch ihre Mutter, Engländerin durch ihre Erziehung, Französin aus Neigung und Kosmopolitin durch die Umstände, kann sie sagen, daß sie „allen Nationen angehöre oder keiner“. Sie beherrscht mehr als ein halbes Duzend Sprachen, und auf ihren Reisen fliegen ihr mancherlei Kenntnisse an. Sie hat fortschrittliche Gedanken über Frauenemanzipation und sieht in politischen Umwälzungen sehr nüchtern nichts weiter als Äußerungen menschlichen Eigennuzes. In die Tiefe geht selbstverständlich nichts bei ihr, und treffend bleibt die übertriebene Kennzeichnung einer Schmähschrift, in der es heißt, Lola beziehe Geographie aus dem Postbuch, Literatur aus Almanachen, Geschichte bei dem Theaterkostümier.

Lola Montez war schön. Die Zeitgenossen ergehen sich in den übertriebensten Schilderungen ihrer unwiderstehlichen Reize. Über alles, was einen weiblichen Körper ziert, verfügt sie in schönstem Ebenmaße, von den seidenweichen, mit dem Glanzgefieder des Raben wetteifernden Haaren, den vergiftmeinnichtblauen, bezaubernden Augen bis zu den schmalen Füßen, die den schlanken, geschmeidigen und doch vollen Körper tragen. Es war kein Wunder, daß Ludwig, der selbst nach höflicher Geschichtschreibung gern „den Grazien opferte“, sich von der Fremden umstritten ließ. Er kannte ihre Vergangenheit nicht oder wollte sie nicht kennen. Er sang „Lolitas Busen“ und dichtete:

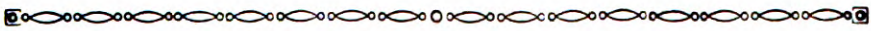
„So fand ich's jetzt in meines Herzens Tiefen:
 Es waren die Gefühle nicht zerrieben,
 Vorhanden immer seiend, sie nur schliefen.
 Da haben deine Blicke sie getrieben
 Aus ihrem Schlummer, die ins Leben riefen,
 Und seltsam bin ich wiederum zu lieben.“

Ludwig erblickte in Lola die verfolgte Unschuld. Wenn sie Ohrfeigen austeilte und gelegentlich auch eine erwischte, mit der Reitpeitsche zuschlug und sich ihre Kleider vom Schneidermeister auf den nackten Leib anmessen ließ, so faßte der König das alles als Launen eines verzogenen Kindes auf, das noch nicht recht wisse, was es tue.

Die Tänzerin war weder begabt noch geneigt, eine politische Rolle zu spielen. Es kam ihr nur darauf an, die seltene und günstige Gelegenheit zur unbeschränkten Befriedigung ihrer weiblichen Eitelkeit aufs gründlichste auszunutzen. Ein Schmuck für 60000 Gulden, ein Palais in der Barerstraße, vielleicht eine Grafenkrone — das waren die Dinge, nach denen ihr Sinn stand. Sie will an Glanz des Auftretens alle übertreffen. Als man ihr in Schulzes Modewarenhandlung erklärt, ein gewünschter Gegenstand sei für eine hohe Person bestimmt, begehrt sie auf, dann müsse sie noch etwas Schöneres haben; erzürnt führt sie der königstreue Herr Schulze aus dem Laden und muß sich dann aus allerhöchstem Munde durch die eigene Frau bestellen lassen, daß er ein Esel sei. Lola Montez macht kein Fehl daraus, daß sie verschwenderisch lebt, aber sie vergißt auch nicht, wohlzutun und mitzuteilen, und als ein Vater von Drillingen zu ihr kommt, in arger Sorge, weil er die dreifachen Taufgebühren nicht leisten kann, öffnet sie lachend ihre Schatulle und bittet zuzugreifen. Sie sieht es, dirnenmäßig, als sehr natürlich an, sich mit ihrer Schönheit soviel äußerlichen Glanz wie irgend möglich zu erwuchern und sagt: „Eine Atlasrobe und ein Silberservice konnten ein Land wie Bayern nicht mit Schulden belasten. Hatte ein König nicht soviel übrig, um eine Freundin zu unterhalten?“ Und weiter: „Wir haben kein Geld für Mätressen!“ ruft ihr. Gut, — gebt es für Nachtmützen, Jesuiten und Nationalgarden aus.“ Eine Nachfahrin der großen Königsliebchen des achtzehnten Jahrhunderts erblickt sie in der Freundin eine unumgängliche Zutat der Majestät. Der Thron braucht Glanz, damit ihn das Volk mit der nötigen Ehrfurcht und Liebe betrachtet, und diesem Glanz zuliebe bedarf er auch der Schönheit. Das Volk wäre töricht, wenn es hier geizen wolle. „Zahlt



Die Flucht der Lola Montez aus München





*Lola Montez verkauft in New-York die Hüte
und Stiefel der von ihr geschiedenen Gatten
Steindruck von Cajetan in Wien (Wiener Theaterzeitung)*

keine Steuern und habt keinen König — ich möchte sehen, wie ihr dabei fahren werdet.“

Bald nach Volas Auftreten in München gingen Gerüchte um, sie sei eine Beauftragte der englischen Freimaurerloge. Palmerston habe sie geschickt, um die Jesuiten zu bekämpfen, und diese hätten sich vergebens bemüht, sie ihren Bestrebungen dienstbar zu machen. Auch mit Mazzini, dem revolutionären Vorkämpfer des jungen Italiens, sollte sie in Verbindung stehen, und daran scheint etwas zu sein. Wenigstens berichtet der Bildhauer Johann Seeb, der in Ludwigs Auftrag Volas Fuß modellierte und der an eine Italienerin verheiratet war, die Tänzerin habe ihm Briefe Mazzinis gegeben, um sie von seiner Frau übersetzen zu lassen. Er hat diese verdächtige Verbindung auch später dem König gestanden, worauf dieser entsetzt in die Worte ausbrach: „Kanaille, warum sagen Sie mir dies erst jetzt?“ Doch ist die politische Rolle, die Lola spielte, tatsächlich nur eine unfreiwillige gewesen. Sie wurde von der herrschenden Regierung, die ihre Macht erschüttert sah, angegriffen und sollte als Blitzableiter für die wachsende Unzufriedenheit des Volkes dienen.

Ludwig war von Hause aus ein liberaler Mann. Während der eigene Vater der Lehnsträger Napoleons war, schwärmte er auf Gefahr seiner Krone für die Freiheit und Einigkeit Deutschlands. Er begeisterte sich für den Heldenkampf Griechenlands und — was mehr bedeuten wollte — er rettete die bayrische Verfassung, als sie die Karlsbader Beschlüsse des Jahres 1819 zu erwürgen drohten. Er war ein frommer Katholik, aber er hielt die Jesuiten fern, weil sie undeutsch seien und aus seinen Bayern Kopfhänger machen wollten. Er hob die Zensur wenigstens für unpolitische Blätter auf und erwiderte auf Metternichs Beschwerde, er sei nur Gott und der beschworenen Verfassung verantwortlich. Aber seit der Juli-revolution von 1830 war ihm sein eigener Liberalismus verdächtig geworden. Er war eben im Grunde ein halb-schlächtiger Mensch. Er liebte die Freiheit und gönnte sie seinem Volk, doch nur in den Grenzen, die der königlichen Gnade passend erschienen. Gegen solche Auffassung stritt

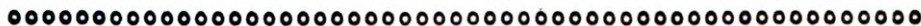
der Geist der Zeit. Ludwig suchte und fand Bundesgenossen in ultramontanen Männern, die zur Rettung Bayerns an die nachdrücklich katholische Politik des großen Kurfürsten Maximilian anknüpften. Mit der 1837 erfolgenden Berufung Karl von Abel zum Minister des Innern schien der Sieg dieser Richtung entschieden. Eine scharfe Reaktion setzte ein. Die Zensur wurde so streng gehandhabt, daß selbst Gedichte des Königs nicht verschont blieben. Die Lern- und Lehrfreiheit an den Hochschulen wurde beschränkt. Die Klöster wurden vermehrt. Die Protestanten hatten Anlaß zu gerechten Beschwerden. Die Gärung, die weite Schichten des Volkes ergriff, blieb dem König nicht verborgen. „Mit Abel geht's nicht mehr,“ äußerte er sich im Herbst 1846. Um diese Zeit erschien Lola Montez in München und wurde von den Ultramontanen benützt, um die Unzufriedenheit von sich abzulenken.

Man ging geschickt vor, indem man sich in den allzeit ehrwürdigen Mantel der Sittsamkeit hüllte. Man freute sich, wenn sich die Untertanen nicht mehr über die politische Mißwirtschaft im Lande, sondern den Liebeshandel am Hofe unterhielten, und tat alles, um aus der zärtlichen Ländelei eines alten Mannes ein öffentliches Urgernis werden zu lassen. Bald merkt Lola, daß eine Verschwörung gegen sie im Gange ist. Sie will sich einen geselligen Kreis bilden, aber niemand folgt ihrer Einladung. Sie bittet um Aufnahme in den Kunstverein, das Museum — man lehnt sie ab. Sie versucht es mit der Frömmigkeit und wünscht einen hochgestellten Beichtvater für sich, doch findet sich keiner, und Generalvikar Windischmann läßt ihr sagen, sein Beichtstuhl sei in der Frauenkirche, wo er alle Sonnabend sitze. Geistliche und weltliche Würdenträger erheben Vorstellungen beim König. Der Münchner Polizeidirektor Pechmann warnt, die Liebe des Volkes der Spanierin zum Opfer zu bringen, und erhält zur Antwort: „Fort, fort! In Landsbut ist auch eine gute Luft!“ Erzbischof Graf Reissach kommt mit geistlichen Ermahnungen und muß den gereimten Witz über sich ergehen lassen: „Bleiben Sie bei Ihrer Stola und ich bei meiner Lola.“ Ein Brief Abels findet keine Erwiderung, und als übermütigen Bescheid an den König



Lola Montez

*Gemälde von Josef Stieler für die Schönheiten - Galerie
der Münchener Residenz*



von Preußen ist das Verschen überliefert: „Laß ab von deinem Grollen, es fehlt dir nicht am Wollen, nur daß du nicht gekonnt es. Was schert dich Lola Montez?“ Auf blaue Seide gedruckt flatterten die Liebesgedichte des Königs der gazellenartigen Andalusierin ins Haus. Wie ein verliebter Jüngling sah er in ihr nicht nur das schönste, sondern auch das reinste Weib und bekannte:

„Und hätt' die Welt sich wider dich verschworen,
Ich trete in die Schranken gegen sie;
Du gehst meinem Herzen nicht verloren,
Du bleibst darin, ich lasse von dir nie.“

Aber mit Versen war Lola nicht gedient. Sie strebte nach höherem Ziel, als die Muse und die Freundin eines Königs zu sein, und darüber kam es zur Machtprobe zwischen ihr und den Ministern. Im Spiel des Gesprächs warf sie eines Abends die Frage hin: „Sire, haben Sie keine Krone für mich?“ Es war, wie sie sagt, ein Scherz, ein närrischer Einfall, die Laune eines Kindes. Ludwig jedoch ging ernsthaft auf den Vorschlag ein, bedurfte aber, um die Sektora zur Gräfin von Landsfeld zu erheben, der Gegenzeichnung seiner Minister. Diese wurde ihm unter Hinweis auf die erregte Volksstimmung versagt. Am 11. Februar 1847 überreichte ihm Abel ein ausführliches Memorandum, worin das Verhältnis des Königs zur Tänzerin mit harten Worten gegeißelt wurde. Der Verfasser rechnete damit, daß Ludwigs Bequemlichkeit eher auf Lola als auf die Minister verzichten würde. Ludwig jedoch hielt standhaft zu Lola. Er entließ das Ministerium Abel. Am Abend des 13. Februar kam er zu ihr und rief: „Alle meine Minister habe ich fortgejagt, das Jesuitenregiment hat aufgehört in Bayern.“ Alles, was liberal war, beglückwünschte den König zu seinem Entschluß.

Lola Montez war auf der Höhe ihrer Macht. Nur an der ultramontan gefärbten Universität, die sich als oberste sittliche Behörde im Staate fühlt, regt sich unter Führung des Altertumsforschers und Philosophen Ernst von Lasaulx Widerspruch gegen die Entlassung Abels. Lasaulx wird mit noch acht Kollegen seines Amtes entsetzt; nur an den alten Görres wagt sich die lolamontane Re-

gierung nicht. Die Studenten treten für ihre gemäßregelten Lehrer ein. Sie bringen am 1. März der Tänzerin eine Kagenmusik. Lola wirft Süßigkeiten unter die Menge und trinkt ein Glas Champagner auf das Wohl des bayrischen Volkes. Der König kommt, und ungehindert läßt man ihn das Haus seiner Liebsten betreten. Unrückendem Militär wurde es leicht, die Straße zu säubern. Der ganze Auftritt stellte sich in Lolas Urteil als ein künstlich erregter Tumult dar und störte ihren Aufstieg keineswegs. Was kümmerte es sie, wenn die Geistlichen ihren Beichtkindern ans Herz legten, für den König zu beten, daß Gott seinen Sinn von der ungläubigen Fremden abkehren möge? Maurer, Abels Nachfolger, zeigt sich, obgleich er einst die Erhebung Lolas in den Grafenstand als größte Kalamität bezeichnet hat, gefügig. Zu den anderthalb Pfund bayrischer Banknoten, die ihr Ludwig geschickt hatte, um sie über Abels Halsstarrigkeit zu trösten, kommt jetzt der Abelsbrief in ihr Haus. Ein schönes buntes geviertes Wappen mit einem Schwert, einem Löwen, einem Delphin und einer Rose wird ihr verliehen, und endlich, am 1. Dezember 1847, löst den immer noch nicht ganz bequemen Maurer der Minister von Bercks ab. Das Lolaministerium beginnt.

Das Verhängnis Lolas war, daß sie eine Tänzerin blieb, auch als sie Gräfin geworden war. Viele der Besten freuten sich über Abels Sturz, aber Beneden, der unentwegte Demokrat, stand mit seiner urdeutschen Gewissenhaftigkeit, die das kostbare Geschenk der Freiheit nicht aus den Händen einer Dirne annehmen wollte, durchaus nicht allein. Und sie legte sich in ihren anstößigen Gewohnheiten auch als Gräfin keinerlei Zwang an. Man spottete, in ihr Wappen gehörten Regenschirm und Reitpeitsche, die Waffen ihrer südländischen Schlagfertigkeit, wenn nicht gar das unzüchtige Sinnbild des Priap. Sie warf das Geld zum Fenster hinaus und beschenkte ihren König mit einer Börse, so daß der Sparsame in Hexametern seufzte:

„Einen Geldbeutel verehrtest du mir; soll es bildlich mich lehren,
Daß auch der deine ist leer, sagend mir: Fülle du ihn?“

Ach, er war „immer nur zum Zahlen gut“, mußte es dulden, daß sich die liebebedürftige Freundin mit einer

Schar ausgesucht stattlicher Studenten, ihrer Leibgarde, umgab. Diese Herren verfielen der Verachtung ihrer Kommilitonen, und Lola gründete aus ihnen eine eigene Verbindung „Allemania“, die, von Bercks in hohen Tönen als Muster feiner Sitten gepriesen, ihre Kneipabende im Hinterhause des gräflichen Palais in der Barerstraße 7 (jetzt Nr. 19) abhielt. Zu diesen Gelagen erschien Lola selbst, gestiefelt und gespornt, in Samtpetefische und mit Cerevis und Burschenband. Ihre eigenen Zimmer waren immer hell erleuchtet und unverhängt, und neugierige Augen konnten leicht erspähen, wie frei von allen gesellschaftlichen Rücksichten sie mit ihren jungen Freunden herumtolle.

Das Begräbnis von Görres am 31. Januar 1848 wird von den Studenten zu einer Kundgebung für die abgesetzten Professoren und gegen die Gräfin von Landsfeld ausgenutzt. Ein Fackelzug zu seinem Grabe muß unterbleiben. Die studentischen Leichenträger werden festgenommen. Eine Sicherheitstruppe wird für Lola bestimmt, denn schon haben sie auf einem Spaziergang rohe Hände mit Straßenschmutz beworfen. Ein Allemanne, Graf Hirschberg, wird angerempelt und zieht, sehr wider den Komment, einen Dolch, um sich zu verteidigen. Darauf brechen Unruhen in der Universität aus; die Studenten weigern sich, die Lolafnechte unter sich zu dulden. Am nächsten Morgen erscheint am schwarzen Brett eine Verfügung, die Universität bleibe bis zum Oktober geschlossen.

War das Ganze bisher nicht viel mehr als ein sittlich verbrämter studentischer Bierulk gewesen, so wurde es jetzt eine Angelegenheit des Münchner Philisters. Als der Bürger vernahm, daß etwa 1000 Studenten abziehen sollten, fürchtete er, daß eine Quelle seines Wohlstandes verstopfen würde. Zorn überkam ihn über das „königliche Mensch“. Unter bedrohlichem Murren versammelte sich das Volk vor der Residenz und schickte eine Abordnung zum König. Noch



Spottbild auf den Grafen Hirschberg, Mitglied der Allemannen

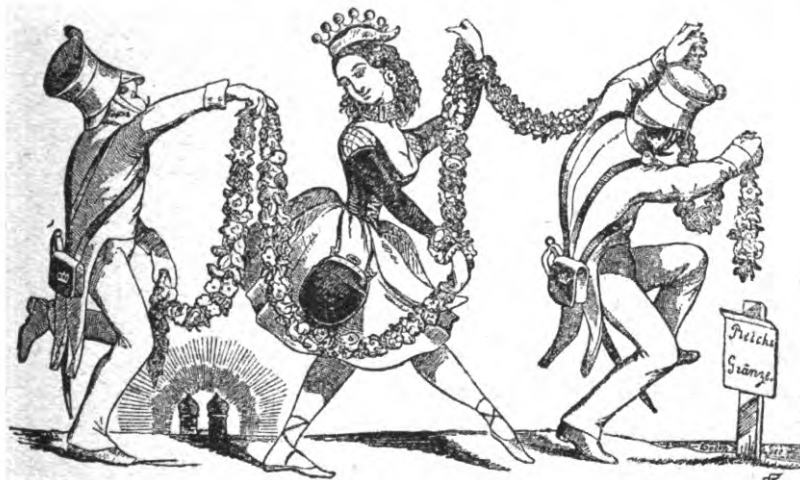
am 10. Februar wurde verfügt, daß die Vorlesungen bereits wieder beginnen dürften. Am 11. Februar sah sich Ludwig genötigt, die Gräfin Landsfeld auszuweisen.

Lola ging, aber schon am nächsten Tag kam sie in Mannskleidern zurück und versuchte, bei ihrem Günstling Berds abzustiegen. Vergebens. Sie tobt und zerreißt den Ausweisungsbefehl. Sie setzt den zwei Polizeibeamten, die sie wegbringen sollen, die Pistole auf die Brust. Doch hilft das alles nicht. Sie muß gehen, und zwar auf Ludwigs Weisung nicht in die Schweiz, wie es heißt, sondern nach Weinsberg zu Kerner, der ihr den Teufel austreiben soll. Am 17. Februar betritt sie mit drei Alemannen sein gastliches Haus und wird mit 13 Tropfen Himbeerwasser und dem Viertel einer weißen Oblate behandelt. Theobald, Kerners Sohn, magnetisiert sie und tränkt sie mit Eismilch. Sie flieht wieder nach München. Das Volk hört, sie sei da, und stürmt das Polizeigebäude. Nun erst gibt sie das Rennen auf und reist nach Bern, wo sie in dem englischen Gesandten Robert Peel sehr bald einen trostreichen Freund findet. Dem König war die Freude am Regieren gründlich verdorben. Spöttisch sagte er: „Hätte sie nicht Lola Montez geheißen, sondern Lonola Montez, sie säße ruhig in München.“ Als die Märztage über Europa stürmten, verknüpften sich die Unruhen in München wiederum mit Lolas Namen. Das Gerücht, sie sei zurückgekehrt, erregte das Volk. Bürger standen gegen Soldaten. Doch fiel kein Schuß. Ludwig erklärte, sich allen freiheitlichen Wünschen fügen zu wollen, überließ aber die Durchführung seines Entschlusses seinem Nachfolger und dankte ab. An einen Freund schrieb er: „Bin vielleicht jetzt der Heiterste in München.“ Boccis Prophezeiung in den „Fliegenden“ erfüllte sich: „Wenn die Dolores vorüber sind, hören die Schmerzen von selber auf.“

Ein späteres Spottbild zeigt die ehemalige Gräfin Landsfeld, wie sie die Hüte und Stiefel ihrer Ehegatten und Liebhaber verkauft. Es ist eine sehr lange Reihe, und es lohnt sich nicht, ihre Abenteuer in der Alten und Neuen Welt zu verfolgen. „Hier ist der Sitz der bayrischen Regierung!“ hatte sie einmal ausgerufen und auf ihr ent-

blößtes Bein geklatscht. Jetzt brauchte sie dieses bewundernswerte Bein wieder zum Tanzen. Später versuchte sie sich als Schauspielerin. 1853 trat sie in San Franzisko in einem selbstgeschriebenen Stück auf, das ihre Münchner Erlebnisse behandelte und sie im Strahlenschein der politischen Märtyrerin zeigte. Dann kam sie langsam herunter. Ludwig unterstützte sie noch hin und wieder, aber derlei Wohltaten reichten nicht aus, um sie vor Elend zu schützen. Als reuige Sünderin starb sie zu Neuyork im Elend.

Solas freilich unbewusstes Verdienst ist, den Münchnern eine blutige Revolution erspart zu haben. Die politische Bedeutung, die ihr zufiel, war ihr nichts als eine vergnügliche Unterhaltung, und erst, als sie beendet war, ahnte sie, daß sie der Geschichte als Werkzeug gedient hatte. Und sie fühlte etwas wie Stolz. „Glaubt es mir, ihr tugendhaften Leute, diese Weltgeschichte im Unterrock, wie ihr sie nennt, ist oft eine bessere Weltgeschichte als diejenige, welche in Pantalons einherstolziert und sich so träge, so kraftlos, so gleichgültig oder so frech, anmaßend und über ihre Tatkraft begehrllich zeigt.“ Ihre Wut gilt den Höflingen, den Mandarinen, die ihr Glück zerbrochen haben: „Seht euch vor, daß ihr bestehen bleibt. Daß ihr euch nicht verkriechet vor dem roten Gespenst! Es ist am Ende nichts — als ein Weib.“



Sola Montez tanzt ihre Memotren (Bavaroise) „Sonst spielt ich mit Bexter, mit Krone und Stern.“ Finale. Pas de trois. Mit obligater Gendarmeriebegleitung. Aus dem Kladderadatsch 1851.

Träumerei

Eines Palmenhaines Domeswölbung
Schien mir heute in der Sommersonne
Meines Kiefernwaldes Dach.
Stolze Wedel brach ich, die in dunkler Wase
Nun zur Nacht den Tisch umschatten
Und dein Bild, geliebtes Weib.

Träumend löf ich deines Kleides Seide,
Löf den samtnen Schuh mit goldner Spange
Und dein braunes Kräuselhaar.
Ruhig roller weißer Wäsche Wellen
Nieder an der südlich braungebrannten
Rosenschale deiner Haut.

Deiner großen Augen schlante Boote
Ruhen still in dem ovalen Hafen
Deines Köpfchens segellos.
Gingehaucht vom Südwind an die Palmen
Lehnst du, tieleschlante, dunkle Schönheit,
Hell betupft von Sonnenglut.

Einer Welt versunkenes Grab zu suchen
In vom Meer umspülten Einsamkeiten
Wandern wir zum Dünenstrand ...
Spazinthenfarben wälzt sich unter
Leuchtend hellem Ather und in Ketten
Rollend schwer die blaue Flut.

Geisterstimmen zweier Löwen klingen
In das Mittagschlummerlied der Erde,
Die die Tropenglut ersticht ...
Und der Felsenberge weiße Striche
Sind wie Schranken, die uns trennen
Endlich von der lauten Welt ...

Fritz Arlt

Die Locke —

Skizze von Raoul Auernheimer

Wa die Eifersucht — sagte der Marchese, ein alter Mann, der aber, wenn er Geschichten erzählte, wieder ganz jung und lebhaft wurde —: Die Eifersucht ist für mich immer die interessanteste menschliche Leidenschaft gewesen. Wie soll man sie definieren? Als einen Neid des Herzens? Aber dann wäre sie verächtlich wie jeder Neid. Als eine Psychose, eine Art Geisteskrankheit? Dann müßte man alle Liebenden in ein Narrenhaus sperren. Oder als ein Recht der Liebe? Aber welcher Mensch hat ein Recht auf einen andern, auf seinen Körper, auf seine Seele? Das ist lächerlich. Die Sklaverei ist abgeschafft, sollte man meinen. Und doch, in diesem Punkte wird sie nie abgeschafft werden. Der Wunsch, die Geliebte ausschließlich zu besitzen, für die Gegenwart, Zukunft und — was das Dümme und Unmenschlichste ist — für die Vergangenheit, ist ein Urtrieb, der in jedem von uns rege ist und sich auslebt, ohne Rücksicht auf Verstand, Charakter, Erziehung, Grundsätze, auf unsere guten oder schlechten Eigenschaften.

Übrigens, wenn man wissen will, was Eifersucht ist, was sie kann, wozu sie den Menschen befähigt, muß man nach Italien gehen. Nicht der Türke, der von sprichwörtlicher Eifersucht ist, der Italiener ist der eifersüchtigste Mensch auf der Welt. Und ganz besonders der Süditaliener: der Neapolitaner, Calabrese, Sizilianer. Die Gegend zwischen Vesuv und Atna — das ist das eigentliche Stammland der Eifersucht. Sie gedeiht, so scheint es, wie der gewisse Lavawein am besten auf vulkanischem Grund.

In Neapel vergeht kein Tag ohne Revolverschießerei oder Messerstecherei, deren Motiv regelmäßig Eifersucht ist. In Catania hat unlängst ein neunjähriger Schulknabe einem, wie er sich einbildete, begünstigten Rivalen mit dem Birkel ein Auge ausgestochen. Und in Palermo fand ich

an einem einzigen Tage fünf Eifersuchtstragödien in der Zeitung verzeichnet. Am selben Abend erdroffelte ein eleganter Herr seine Frau in einer Loge des dortigen Theaters. Die Oper, die man dazu aufführte, war die Cavalleria — eine der zahllosen italienischen Opern, deren Motiv die Eifersucht ist.

In Palermo war ich auch selbst einmal Zeuge einer Eifersuchtsgeschichte, der kuriosesten, die ich je erlebt habe. Wenn die Damen starke Nerven haben, so will ich sie Ihnen erzählen.

Der Held dieser eigentümlichen Begebenheit ist mein Jugendfreund, der Conte Labia. Leider darf ich bereits, ohne indistret zu sein, seinen Namen nennen . . . Es ist fast dreißig Jahre her, daß die Geschichte passiert ist.

Der Conte Labia, Neapolitaner von Geburt, war einer jener schönen Italiener, die dazu auf die Welt gekommen scheinen, um in allen Opern, die das Leben arrangiert, die Tenorpartie zu singen. Er war jung, er war elegant, er war reich. Daß er Glück bei Frauen hatte, ist selbstverständlich; daß er sich nichts aus ihnen machte, bleibt erwähnenswert. Liebeshändel hatte er wohl wie wir alle, aber obgleich er wie eine Romanfigur ausah, verliefen sie alle völlig unsentimental. Eifersüchtig habe ich ihn bis zu seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre eigentlich nie gesehen. Da, plötzlich, brach diese Leidenschaft bei ihm aus. Aber wie sie ausbrach! Wie der Besun.

Die sie entzündete, war eine Florentinerin, ein Mädchen aus der Gesellschaft, doch nicht aus der besten, das ich flüchtig kannte und zu dem ich meinem armen Luigi, wenn er mich gefragt haben würde, nicht eben geraten hätte. Tochter einer zweideutigen Mutter und eines Vaters, der seine Nächte am Spieltisch verbrachte, war Franca — so hieß Labias Auserwählte — ohne rechte Erziehung wie ein schönes Unkraut aufgewachsen. Die Familie gehörte jenem niederen italienischen Adel an, den nur der unerfahrene Fremde als zur Aristokratie gehörig betrachtet, während man in den halbwegs exklusiven Klubs die Namen seiner Mitglieder zurückweist wie falsches Geld. Franca selbst erfreute sich auch keines allzu guten Rufes; man

nannte sie kokett, ohne ihr allerdings etwas Bestimmtes nachsagen zu können. Ihre Feinde erklärten dies damit, daß sie wenig in die Welt gegangen war und den Winter, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, regelmäßig bei einer Tante in Sizilien zu verbringen pflegte. Aber auch ihre Freunde mußten zugeben, daß sie nicht mehr ganz jung und ziemlich schlecht behütet, wie sie war, jedenfalls mehr Gelegenheit als eine andere zu Abenteuern gehabt hatte. Ihre Erscheinung begünstigte diese Vermutung; sie war schön, und ihre Schönheit hatte etwas Herausforderndes. Eine feurige Brünette mit zwei azurdunklen Augen, so tief und leuchtend blau wie das Wasser der Blauen Grotte. Labia hätte, als Neapolitaner, gegen diesen Zauber allerdings abgestumpft sein können. Mein er war es nicht und verlobte sich mit Franca.

Als er mir im Klub davon Mitteilung machte, gratulierte ich ihm ohne Begeisterung, aber auch ohne Erschrecken. „Deine Braut ist schön,“ sagte ich und drückte ihm die Hand. Diese Gratulation schien ihm nicht zu genügen. Er schwieg, preßte die Lippen zusammen, seine sonst so ruhigen Augen liefen hin und her wie Raubtiere in ihrem Käfig. Nach einer Weile faßte er sich und fragte mit einer mir fremden Stimme: „Weißt du etwas über Franca?“ „Nichts, als daß sie schön ist,“ beeilte ich mich zu erwidern. Darauf er, mich sprungbereit fixierend: „Sie hat keinen guten Ruf?“ „Sie ist schön,“ wiederholte ich zum drittenmal. Ich hatte nicht die geringste Lust, mich von meinem besten Freund in der Blüte meiner Jahre erwürgen zu lassen. Außerdem wußte ich ja auch wirklich nichts Genaues. .

Mein Labia ging der Sache nach, und wie jeder Liebende, der die Vergangenheit einer Frau auschnüffelt, fand er schließlich Grund zur Eifersucht.

Eines Tages kam er zu mir, bleich, aufgereggt, eine Photographie in der Hand. Es war das Bildnis eines mir völlig unbekanntem Herrn, das ich mich, nicht ohne Erstaunen, zu betrachten bemüht sah: Ein Mann in den besten Jahren, mit einem sogenannten Künstlerkopf. Er hatte einen schwarzen Bart, der, schmal zugespitzt und in eine hakenförmige Krümmung auslaufend, ihm wie eine

umgekehrte Zypresse vom Kinn herunterhing. Darüber stand ein bleiches Gesicht und ein Wust von schwarzen Locken, deren Wildheit vom Friseur kunstvoll gebändigt schien. Eine davon, am Scheitel entspringend, schlängelte sich als ein dämonisches Fragezeichen weit in die Stirn hinein und verlieh dem Gesicht zusammen mit dem dunklen Bart und den effektiv gerunzelten Brauen ein düster-affektiertes Ansehen von gesuchter Bedeutung.

Heute würde man in dem Manne, nach seinem Äußeren, unfehlbar einen Provinzphotographen oder Haarkünstler vermuten. Aber damals, zu Beginn der achtziger Jahre, sahen die Maler, die Dichter, die berufsmäßigen Verfasser, mit einem Wort: die gefährlichen Männer so aus.

„Wer ist das?“ fragte ich meinen Freund.

„Alessandro Piani,“ erwiderte er, und, einigermaßen erstaunt, daß ich den Namen nicht kannte: „Der Maler.“

Ich erinnerte mich, ihm einmal in einem Ausstellungskatalog begegnet zu sein. Es war ein recht mittelmäßiges Bild, effekthascherisch, unecht, verlogen. „Ist er nicht aus Palermo?“ erkundigte ich mich. Labia nickte. Und ich: „Was soll's mit ihm?“

Die Sache war sehr einfach. Franca hatte einen Winter in Palermo verbracht, Piani hatte sie gemalt, und bei dieser Gelegenheit hatte sich zwischen Maler und Modell ein kleiner Roman angesponnen. Man hatte sich geküßt, ein paar Briefe gewechselt, vom Heiraten gesprochen... All das hatte Franca meinem Freund freimütig gestanden, ja noch mehr: daß sie den Maler geliebt hatte. Der Bart und die Locke hatten es ihr angetan.

Das sind Geschichten, die man als Bräutigam ungeheuer ernst nimmt, und über die die andern lächeln. Ich lächelte denn auch, traditionsgemäß, und sagte, um Labia zu beruhigen, mit übertriebener Leichtfertigkeit: „Der übliche unschuldige Roman, wie ihn fast jedes junge Mädchen vor ihrer Verheiratung gehabt hat.“

„Wohl möglich,“ erwiderte er heftig, und seine Augen schossen Blitze. „Es ist nur merkwürdig, daß man diese Dinge immer erst nach der Verlobung erfährt.“

„Das ist ein Naturgesetz,“ scherzte ich. Über Labia

schien nicht zu Späßen aufgelegt. Er streifte schweigend, mit großen Schritten im Zimmer umher und blieb dann plötzlich vor mir stehen. „Was soll ich tun?“

Ich las in seinen aufgerissenen Augen alle trostlosen Hypothesen einer durchwachten Nacht. Ich erwiderte ruhig: „Was zu tun du ohnehin entschlossen bist.“

Er nickte traurig, gottergeben. Dann, mit geschlossenen Augen: „Es bleibt mir ja wirklich nichts anderes übrig... vorausgesetzt, daß Franca die Wahrheit gesprochen hat.“

„Sie hat es sicher.“

„Und was Piani betrifft, so ist er tot...“

„Wie, er ist tot?“

„Vor einem Jahr in Palermo gestorben,“ sagte Labia, wie mir schien, nicht ohne innere Befriedigung und fügte mit auffunkelnden Augen hinzu: „Zu seinem Glück!“

Was Liebende alles ein Glück nennen... Immerhin, für meinen Freund schien es mir eines zu bedeuten, daß der Maler glücklich tot war. Ich wußte damals noch nicht, was ich heute weiß: Daß die Eifersucht auf einen toten Rivalen schrecklicher ist als jede andere. Warum? Weil sie hoffnungsloser ist.

Einige Wochen nach jener Unterredung sah ich Labia wieder. Er schien vollkommen beruhigt, heiter, zufrieden, glücklich. Die Liebe Francas, an der sie es nicht fehlen ließ, lullte sein Mißtrauen ein. Er zeigte mir, wie dies ein verliebter Bräutigam zu tun pflegt, einen Brief seiner Braut, und bei dieser Gelegenheit bemerkte ich allerdings, daß er das Bild seines Rivalen noch immer in der Brieftasche mit sich herum trug; doch versicherte er mir, meinem Blick bezeugend, daß er es nicht mehr angesehen habe.

Von dieser Absonderlichkeit abgesehen, nahm alles seinen gehörigen Gang. Die Trauung fand nach auffallend kurzer Verlobungszeit statt, und wie mir Augenzeugen versicherten, machte der Conte dabei ein überaus stolzes und seliges Gesicht. Selber konnte ich mich davon nicht überzeugen, da ich eben damals im Auftrag der Regierung nach Sizilien gegangen war. Doch traf ich das junge Paar eine Woche nach der Hochzeit in Palermo.

Wir verbrachten einen guten Abend miteinander,

plauderten und lachten viel, und als ich nach Hause ging, nahm ich den Eindruck ungetrübten Glücks mit mir.

Es gibt zwei Grundtypen männlicher Eifersucht: Eine, die der Besitz erst recht aufstachelt, und eine, die in den Armen der geliebten Frau selig entschläft . . . Diese zweite, glücklichere Art schien mir die meines Freundes. Aber ich irrte, wie man in solchen Dingen gewöhnlich irrt.

Der Vorfall ereignete sich in den Cappuccini, jenem berühmten Totenkeller, in dem die Leichname von ungefähr 8000 Palermitanern einbalsamiert zur Schau gestellt sind. Die italienische Regierung hat dem Unfug vor dreißig Jahren ein Ende gemacht, und seither bilden die Toten von Palermo einen numerus clausus, eine geschlossene Zahl, die sich nicht mehr vergrößert. Aber die vorhandenen sind nach wie vor zu besichtigen, und der gewissenhafte Reisende verabsäumt selten, ihnen einen Besuch zu machen.

Auch der Conte Labia, der, obwohl Italiener, diese Sehenswürdigkeit, auf die uns erst das Verbot der Regierung aufmerksam machte, noch nicht kannte, hatte Lust hinauszufahren. Donna Franca, die vom Tod nichts wissen wollte, suchte ihn davon abzubringen. Aber unter ihrem Widerspruch festigte sich sein Entschluß immer mehr, und schließlich willigte sie, wenn auch sichtlich ungerne, ein. Sie stellte nur die eine Bedingung, daß ich mitkäme.

So fuhren wir denn tags darauf selbdrift über den schnurgeraden Corso von Palermo zu den Kapuzinern, einem traurigen, aschgrauen, unscheinbaren Gebäudekomplex, der sich tief im schwellenden Grün der Landschaft zu verbergen scheint. Es war ein herrlicher Tag, Frühling, die Luft roch nach Orangenblüten, und die Conca d'oro, die goldene Fruchtschale, wie die Palermitaner mit soviel Zärtlichkeit ihr Land benennen, lag, mit dem eingeschliffenen Aquamarin des Meeres, der ihren Boden zu bilden scheint, glückbeladen da, vom Sonnenlicht überschüttet und unter einem Himmel, der feurig blau, wie man ihn nur im Süden findet, von verschleierten Sternen zu funkeln schien.

Wir waren, uneingedenk des Zieles unserer Luftfahrt, sehr vergnügt, mein Freund beinahe ausgelassen. Er neckte Franca, die ein liches Kleid angezogen und einen Rosen-

hut aufgesetzt hatte, mit ihrer „Trauertoilette“. Sie erwiderte übermütig, sie wünsche auf die Toten Eindruck zu machen. Beide lachten, und ich stimmte in ihre Heiterkeit ein. Erst an der grauen Klosterpforte wurden wir alle drei wie auf Kommando ernst.

Ein fetter, bärtiger Kapuziner nahm uns ziemlich mißmutig in Empfang, führte uns die modrige Treppe hinunter und begann, in dem schauerlichen Bezirk, dessen Bedienung ihm sein Orden zugewiesen hatte, mechanisch und verdrossen die Honneurs zu machen. Wir schritten den gewölbten Gang entlang durch ein Spalier von Leichen, die beiderseits, in Särgen, mit eingelassener Glascheibe, durch die man das Innere sieht, sowie auch uneingesargt, aufrecht, sitzend oder stehend in gräßlich lebendiger Haltung sich längs der Wände hin, bis zur Decke empor, in erdrückender Fülle aneinanderreihen. Den Bruder, der uns führte, schreckte der gewohnte Anblick nicht mehr; im Gegenteil, er wurde in dieser frostigen Umgebung wärmer, das Metier flegte, und, durch unsere Erregung aufgemuntert, von einer gewissen Eitelkeit erfaßt, wie sie den Sammler angesichts seiner Raritäten in Gegenwart fremder Besucher zu ergreifen pflegt, fing er alsbald an, uns mit Liebe und Sachkenntnis auf die seines Erachtens schönsten Stücke seiner merkwürdigen Kollektion aufmerksam zu machen. Auch den Kapuzinern gelingt ja nicht alles, wie sie wollen, und neben menschlichen Kadavern, von denen kaum mehr als ein mit Kleidern überdecktes Skelett vorhanden ist, gibt es andere, bei denen Haut, Hände, Zähne und ein gewisses Quantum Schminke, mit der die Mönche bei der Einbalsamierung nicht sparen, in der fahlen Dämmerung dieses Kreuzganges die Illusion leibhaftigen Lebens hervorzurufen imstande sind. Die modische Kleidung, zumal der Frauen, hilft, diese Täuschung vergrößern; unser Führer wurde nicht müde, unsere Aufmerksamkeit auf gewisse Feinheiten ihrer Toilette hinzulenken: auf ihre weißen Atlaschuhe, kostbaren Spitzenstrümpfen, die durchsichtigen Florstrümpfe und feinen schwedischen Handschuhe, aus deren Löchern, während man vorübergeht, ein bißchen Staub rieselt . . . Die Männer schienen ihm gleichgültiger, auch

sind sie meistens einfacher und würdiger gekleidet. Aber auch bei ihnen begegnet man zuweilen koketten Strümpfen, feinem Schuhwerk, auf das die Italiener noch im Tode halten, tief ausgeschnittenen Westen und schauerlichen Seidentrawatten, die, obwohl mit Sorgfalt geknüpft, unter den weit-abstehenden Hemdtragen nicht recht halten wollen. Die Mehrzahl aber ist bescheidener und begnügt sich mit einem leichten, bequem geschnittenen Sommeranzug von lichtbrauner Farbe, so einer Art Pijama, den die Kapuziner beisteuern und in dem ihre Schutzbefohlenen den Jüngsten Tag erwarten . . .

Meinen Freund, der wie alle Südländer und stark erotischen Naturen eine gewisse Vorliebe für das Gräßliche hatte, interessierten alle diese Details augenscheinlich sehr, mich weniger, da ich schon früher einmal bei den Cappuccini gewesen war, und die junge Frau vollends, die mir zur Seite schritt, litt offensichtlich unter dieser ihr aufgezwungenen Besichtigung. Ich sah es und wollte ihr eben vorschlagen, umzukehren und auf den allzu neugierigen Gatten draußen zu warten, als wir plötzlich allesamt, an einer Biegung des Korridors angelangt, durch einen Anblick überrascht wurden, der unserer Wanderung ein unvermutet rasches Ende machen sollte.

Hoch oben, unterhalb der Deckenwölbung und über den terrassenförmig aufgeschichteten Särgen, sahen wir, dem ausgereckten Arm des Kapuziners mit den Augen folgend, zwei Leichname senkrecht, wie gekreuzigt, an der Mauer hängen. Der eine, ein Dominikaner, war schon seit hundert Jahren tot; er hing da, in seine Kutte eng eingewickelt, ganz schmal und länglich wie eine Wanduhr. Der andere, verhältnismäßig frisch, sah robuster aus und war es wohl auch bei Lebzeiten gewesen. Er war ein schöner Mann, der entschlossen schien, dies auch im Tod zu bleiben. Der gepflegte schwarze Bart und eine dämonische Locke, die sich weit in die pergamentene Stirn herunterringelte, gaben dem gedunsenen Gesicht des Toten ein grauenhaft gefallsüchtiges Gepräge.

Wir hatten ihn alle im ersten Augenblick erkannt, und „Alessandro!“ schrie die junge Frau mit einem Ton er-

schroffener Zärtlichkeit, den ich nie vergessen werde. Luigi hatte den Schrei gehört; blitzschnell wandte er sich um, trat auf sie zu und schaute ihr tief in die Augen, als wollte er dort ein Geheimnis vom Grunde losreißen. Sie wankte, stützte sich; er bot ihr, äußerlich vollkommen korrekt, den Arm, und gefolgt von dem Frater eilten wir die düstere Treppe wieder hinan, der Pforte zu, durch die das Sonnenlicht, schmerzhaft hell, in die unterirdische Dämmerung hereinbrach.

Schweigend, ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, fuhren wir in die Stadt zurück. Erst bei den Quattro Centi, wo der Kutscher im Corsogedränge langsamer zu fahren gezwungen war, sah ich meinen Freund flüchtig die Lippen bewegen. Ein Blumenverkäufer bot uns seine Waren an, hielt die an eine Stange gebundenen Sträuße und Sträußchen weit in den Wagen hinein. Mit einem Fluch stieß sie Labia von sich.

Ungern ließ ich das Paar an diesem Abend allein und erkundigte mich am nächsten Morgen mit dem frühesten nach ihnen. Man sagte mir, daß die junge Frau eine schlechte Nacht gehabt hätte und nicht zu sprechen wäre. Als ich gegen Mittag wiederkam, hieß es, sie wäre abgereist.

Der Conte war nicht zu Hause.

Am nächsten Tag erhielt ich, was meinen Freund betraf, dieselbe Auskunft; am dritten, vierten wieder. Wo mochte er sich aufhalten? Ich hatte eine Idee und fuhr zu den Kapuzinern.

Meine psychologische Berechnung erwies sich als richtig. Ich fand meinen armen Freund tatsächlich in der Gruft und an der Stelle, wo ich ihn suchte. Er saß auf einem kleinen Stühlchen, das ihm der Frater hingestellt hatte, und war dermaßen in den Anblick seines schauerlichen Gegenübers versunken, daß er mein Kommen gar nicht bemerkte.

Als ich ihn anredete, nickte er bloß melancholisch. Dann starrte er wieder auf den Toten, auf seine unveränderte, unveränderliche Maske. Ich blieb neben ihm stehen, um ein Wort verlegen. Nach einer Weile wandte er sich an

mich: „Ein schöner Mann, was? . . . Ein Künstlerkopf! . . .“ und mit einer abstoßenden Ironie beschrieb er auf seiner eigenen Stirn die geckenhafte Locke des anderen, die den Haß des Eifersüchtigen anzuziehen schien wie der Blitzableiter den Blitz.

Vergebens trachtete ich den Unglücklichen zu bewegen, sich von diesem gefährlichen Anblick loszureißen und mit mir in die Stadt zurückzukehren. Er blieb, bis die Gruft geschlossen wurde, und erschien, sobald man sie wieder aufthat. So trieb er es mehrere Tage. Der Frater, durch ein Trinkgeld beschwichtigt, ließ ihn gewähren. Er hielt ihn für einen Verwandten des Toten. Was mich betraf, so fand ich den Mut nicht, ihn aufzuklären.

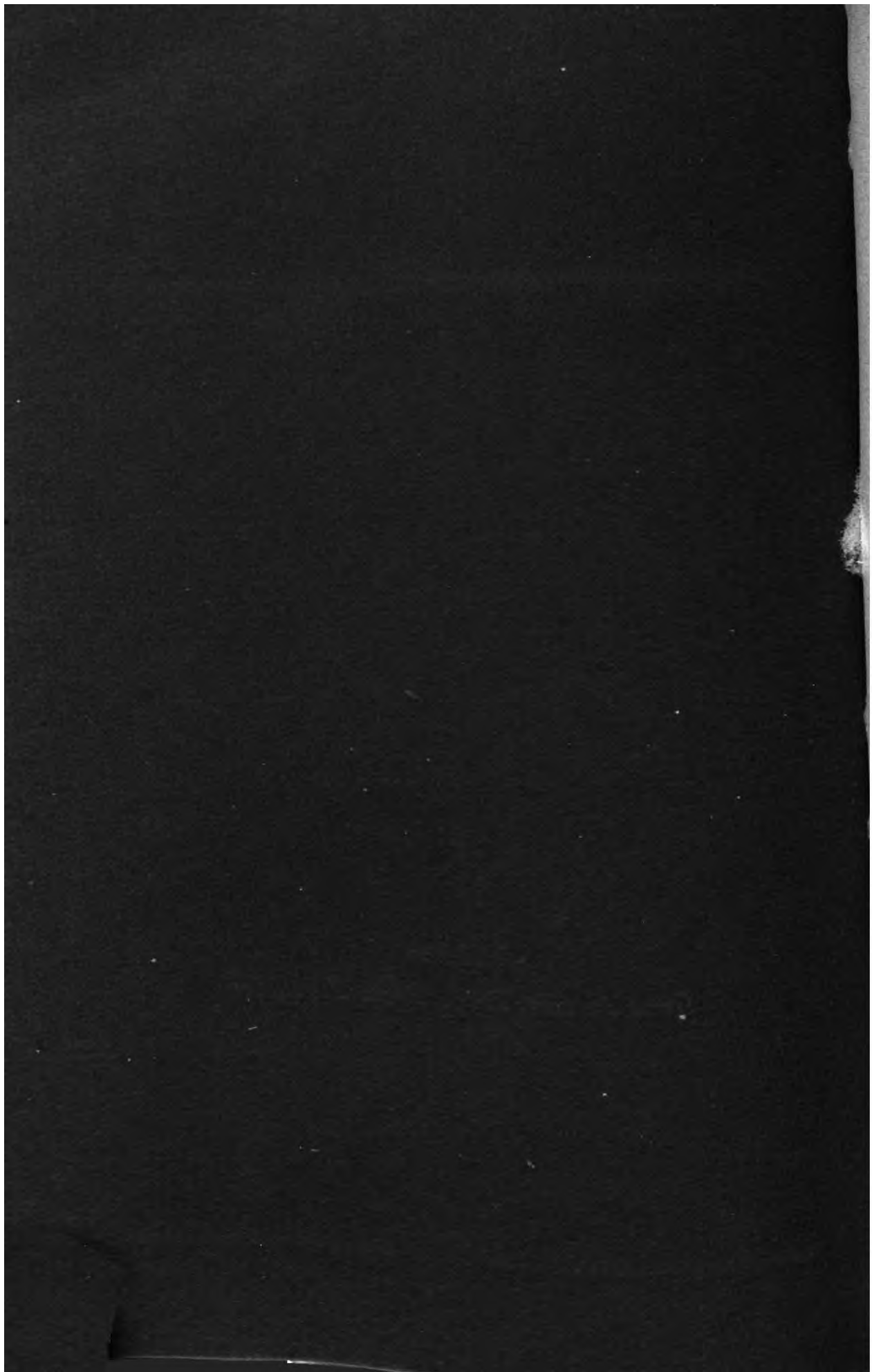
Und so konnte es geschehen, das Entsetzliche, dessentwegen mein armer Freund sich später vor Gericht zu verantworten hatte. In einer unbewachten Minute war er die treppenförmig übereinander gestellten Säрге hinan, an den dahinter sitzenden Kadavern vorbei, bis zu dem hoch über den anderen hängenden Leichnam des verhassten Rivalen emporgeklettert. In diesem Augenblick kehrte der Kapuziner zurück, aber schon war es zu spät, dem Unheil zu wehren. Sabia hatte mit frevlerischer Hand den Toten an den Haaren ergriffen; er fiel herunter, zerbrach in Stücke und stürzte auf die weiter unten an die Wand gelehnten Kadaver. Dadurch gerieten auch diese ins Wanken, fielen nach vorne und schlugen die gläsernen Deckel der unterhalb befindlichen Säрге ein. Einige davon stürzten um, entleerten ihren Inhalt, und so entstand, im Niedergleiten ständig anwachsend, ein wahrer Felssturz des Todes, eine Lawine von Leichenbestandteilen, von abgerissenen Gliedmaßen, tollenden Schädeln, zerfetzten Gewändern, von Staub und Asche und totem Menschenschutt, der, auf dem Boden der Gruft zusammenströmend, sich unter den Augen des erschrockenen Wächters häufte.

Hoch oben aber, zu Füßen des nun völlig einsam gewordenen, düster grinsenden Dominikaners, stand mein armer Freund, toll vor Eifersucht, von Entsetzen geschüttelt, und hielt, auf die Verwüstung niederstarrend, eine schwarze Locke in der Hand.



Stilleben
Gemälde von Prof. Rich. Hoelscher





Ilmenau

Von Ludwig Sternaux



Soethe-Worte geleiten nach Ilmenau: „Es entfaltet sich ein Trieb, alles, was von der Vergangenheit herauszuzaubern wäre, zu verwirklichen. Die Sehnsucht wächst, und, um sie zu befriedigen, wird es unumgänglich nötig, an Ort und Stelle zu gelangen, um sich die Ortlichkeit wenigstens anzueignen.“



Und nun gelangt man an Ort und Stelle. Langsam klettert der Zug bergauf. Der sanfte Frühlingstag, der Weimar ganz in goldener Verklärung zeigte, wandelt sich gemach in Grau. Die linden Lüfte sind hier noch nicht erwacht. Wolken drängen dunkel übers Gebirge, und Wind wirft Regen an die beschlagenen Scheiben . . . noch ist es früh im Jahr, noch nicht Mai. Die warme Sonne um Goethes Gartenhaus, der Veilchenflor „auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Tal“ waren nur ein holder Trug. Raun, daß ein leichter grüner Hauch, der hier und da die kahlen Hänge überschleiert, daran erinnert. Fröstelnd steht man am Fenster und schaut in die nebelverhangene Landschaft.

Aber dann kommt doch Ilmenau. Es hat aufgehört zu regnen, die Berge dampfen. Die dünnen Bäume vor dem Bahnhof zauft der Sturm. „Anmutig Tal! du immergrüner Hain!“ singt Goethe . . . der trübe Tag zeigt nichts davon. Nur ab und zu steht hinter freier Gasse, regennassen Dächern groß die dunkle „Sturmheide“, in deren Tannen sich die letzten Gassen Ilmenaus verlieren, Bergluft weht, und einmal rauscht irgendwo ein Wehr. Das ist die Elm! sagt man sich. Aber man sieht sie nicht, findet sie auch nicht. Uraltetes Gemäuer führt den Fremdling irre, winkelt ihn immer wieder aufs neue ein.

„Hier hat Goethe 1831 seinen letzten Geburtstag verlebt“ meldet eine unscheinbare Tafel am „Goldenen Löwen“. Sie ist unter den Fenstern des Zimmers angebracht, das

er damals bewohnt hat . . . damals. Ein Jahrhundert fast ist darüber hingegangen, Throne sind geborsten, Nord und West und Süd zersplittert, aus einer grauenhaft verwandelten Welt blickt der Enkel, der Erbe nun in diese selige Vergangenheit. Und aus dem Zwielicht der engen, altertümlichen Gaststube lösen sich heimliche Schatten und leisten dem einsamen Gast Gesellschaft.

§

§

§

Mai 1776. In Weimar läuft die Meldung ein, daß es in Ilmenau brennt. Von einem Husaren begleitet, reitet Goethe noch nachts hinüber. Kurz und bündig das Tagebuch: „d. S. Nach Ilmenau. Brand.“ Mitteilbarer die Briefe, die tags darauf an den Herzog und Frau von Stein abgehen. Sie umschreiben in wenigen Worten das große seelische Erlebnis, das dieser erste zufällige Besuch Ilmenaus für Goethe bedeutete und das ihn für immer an die arme Bergstadt fetten sollte . . . „Um diese Zeit sollt ich bey Ihnen seyn,“ schreibt er an die geliebte Frau, „sollte mit bey Kalbs essen und sitze aufm Thüringer Wald wo man Feuer löscht und Spizbuben fängt.“ Und in dem Bericht an den Herzog: „Bey der Gelegenheit zieh ich von manchem Erkundigung ein, habe traurig die alten Ofen gesehen. Aber die Gegend ist herrlich, herrlich!“

Das Feuer war bald gelöscht, und auf die „Spizbuben“ fahndeten die Husaren weiter. Goethe aber locken „Erdgeruch und Erdgefühl“ trotz Sturm und Regen unwiderstehlich in die Berge. Auf einsamster Wanderung denkt er in „rastloser Liebe“ der Frau im fernen Weimar, der er sich in wunderlichem Schicksal aus „abgelebten Zeiten“ her so eng verbunden fühlt wie keiner Frau jemals zuvor:

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!
Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

Und sie schreibt gleichzeitig an Zimmermann, den Freund und Arzt: „Jetzt nenn ich ihn meinen Heiligen und darüber ist er mir unsichtbar worden, seit einigen Tagen verschwunden, und lebt in der Erde fünf Meilen von hier im Bergwerke.“

§

§

§

Die alten Ofen, das Bergwerk — das hat Goethe neben den Offenbarungen der Natur an das bescheidene Städtchen gefesselt. Seit Jahr und Tag lag das alles brach. 1739 waren die Gruben bei einem Deichdurchbruch „ersoffen“, und der Wohlstand, den sie Ilmenau gebracht, hatte sich in Armut und bittere Not gewandelt. Nun besuchte Goethe, schon damals leidenschaftlich bemüht, in den Tiefen der Erde „der großen formenden Hand nächste Spuren“ zu entdecken, die verlassenen Werke, war „auf den Hämmern“, stand grübelnd immer wieder vor den verwahrlosten Ofen des toten Silberbergwerks. Mitleidig dachte er der notleidenden Bevölkerung, der „armen Maulwürfe“, die hier auf eigene Faust in der Erde, in den Klüften und Schlüften der „Sturmheide“ herumtrotzen und doch von dem lagen Ertrag kaum ihr Leben fristen konnten.

Im Juli 1776 trat dann auf seine Berichte hin in Weimar eine „Bergkommission“ zusammen, der er selbst angehörte und deren Aufgabe die Wiederbelebung des Ilmenauer Bergwesens war. Damit begann für das arme Ilmenau eine kurze Periode neuen Glanzes, neuen Wohlstands. Der Herzog, von Goethe für die Idee gewonnen, weilte oft in Ilmenau, höfisches Leben brachte bescheidenen Prunk, Jagden erfüllten die stillen Berge mit frohem Lärm. Von dieser Zeit träumt Ilmenau noch heute.

§

§

§

Träumt Ilmenau noch heute. Denn es ist, trotz Glasindustrie und Technikum, eine tote Stadt. Leben bringt immer erst der Sommer, bringen erst die Fremden. Sie wohnen in den Villen am Waldrand. Dann wird die Bindenstraße, die „Allee“, die noch, als Goethe zum erstenmal nach Ilmenau kam, recht und schlecht der „Endleich“ hieß und ein elender fahler Fahrweg war, Kurpromenade — harmlos genug: ein paar Konditoreien, ein Café mit

Terrasse, ein paar hübsche blanke Läden, das ist alles. Immer aber schwebt über dem Heute geisterhaft der Hauch des Gestern. Noch steht dem „Goldenen Löwen“ gegenüber, unwirsch in die Häuserzeile gezwängt, ein Turm des alten Endlichtores. Die morschen Wappen schauen verdrießlich in die neue Zeit. Noch steht der „Löwe“ selbst mit seiner wettergrauen Front genau so schief da wie anno dazumal, als Goethe hier gewohnt, noch Knebels Haus mit seiner langen Fensterreihe, noch, am Ende der Allee, der Gasthof zur Tanne, an dem die Ilm vorüberströmt und wo jetzt das „Bad“ beginnt . . . und da ist auch, ein paar Schritte den Fluß hinauf, der „Felsenteller“. Eine Inschrift am Giebel erzählt, daß dieses „Etablissement“ 1811 erbaut worden ist „zu Nutz und Frommen der ehrsamten Bürger Ilmenaus“. Oder so ähnlich. Das Ganze, mit Saal, Logierhaus, Ausspann und Brücke, ein Stück der Zeit. Nur die Staffage fehlt, die diese Stücke immer haben: die gelbe Postkutsche, die schweren Landauer, die Herren und Damen im Kostüm der zwanziger Jahre. Das muß die Erinnerung dazu geben.

Sie gibt es dazu. Sie begleitet auf Schritt und Tritt. Der Fuß Goethes hat Weg und Straße hier geadelt in alle Ewigkeit. Sein Wesen wirkt geheimnisvoll in Stein und Baum und Welle, und die Luft, die man atmet, ist süß und rein wie die in Weimar und Tiefurt — ob nun die Sonne goldenen Glanz über die alten Gassen streut, Wind sie durchbraust, Regen graue Schleier spinnt, Schnee die Stadt in weiße Stille bettet . . .

⌘

⌘

⌘

Und so wandert man an einem Morgen in die Berge, hinauf zum Gidelhahn. Noch immer scheint die Sonne nicht, kalter Wind weht, der Himmel ist grau, und „die Thäler dampfen alle an den Fichtenwänden herauf“ — wie Goethe am 22. Juli 1776, zum zweitenmal in Ilmenau, an Charlotte schreibt. Denn trotz des Sommers hat auch er damals unholdes Wetter gehabt. Mit dem Herzog zusammen war er nach Ilmenau gekommen. „Wir sind hier und wollen sehn, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung setzen,“ heißt es in einem Brief an Merck;

„Du kannst denken, wie ich mich auf dem Thüringer Wald herumzeichne; der Herzog geht auf Hirsche, ich auf Landschaften aus, und selbst zur Jagd führ ich mein Portefeuille mit.“

Zeichnen war damals seine Leidenschaft. Es gab dem verstörten Herzen, das sich in Sehnsucht nach der geliebten Frau, nach der Gewißheit ihrer Neigung fast verzehrte, wenigstens für Augenblicke Trost und Ruhe. „Ich hab auf der andern Seite angefangen was zu zeichnen . . .“ beginnt der erste Brief, den er in diesen Tagen einsamen Waldlebens an Charlotte schickt, fährt jedoch fort: „sehe nur aber zu wohl, daß ich nie Künstler werde.“ Und auf der Rückseite einer dieser Zeichnungen, einem Blick in die nebelbrodelnden Täler, stehen die resignierten Verse:

Ach so drückt mein Schicksal mich
Dass ich nach dem unmöglichen strebe.
Lieber Engel für den ich nicht lebe
Zwischen den Gebürgen leb ich für dich.

Daneben aber meldet das Tagebuch: „Nach Stükerbach mit Einsiedel . . . Der Herzog kam, die Gesellschaft auch. Wirthschaft bei Glasern.“ Und dort, in Stükerbach, ging's lustig genug her — vielleicht, daß Goethe in der „Studentenfidelität“, die sich, nach Aufzeichnungen des Oberberghauptmanns von Trebra aus jenen Tagen, dort mittags und abends nach Jagd und Stollenbesichtigungen an des jungen, lebensfrohen Herzogs Tisch entwickelte, für seine Liebeschmerzen flüchtiges Vergessen fand . . . das Gundelachsche Haus in Stükerbach, wo Goethe und Carl August immer gewohnt haben, erzählt noch jetzt davon, und der „tollen Späße mit dem Glasmann Glaser“ entsinnt sich noch, behaglich lächelnd, der alte Goethe in Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller.

Und langsam steigt der Weg. Goethe-Stimmung webt zwischen den Felsen, den uralten Baumriesen . . . der „immergrüne Hain“, der leise Regen, der Dampf, der aus den Klüften quillt — alles wie damals im Juli 1776. Nur den Schnee, der zuerst noch leicht wie Watte im Dunkel des Waldes liegt, dann an den Hängen sich wie lange weiße Laten dehnt, gibt der rauhe Apriltag dazu. Aber in

den Bäumen, den Büschen, der dunklen Erde gärt doch schon geheimnisvoll der Frühling, schon springt trotz Schnee und Eis allüberall aus schwankem Ast das erste Grün, die schwarzen Tannen tragen festlich helle Spitzen. Und durch das Brausen des Windes klingt unablässig das süße, das unbeholfene, das inbrünstige Gestammel der Vögel.

⌘

⌘

⌘

Gabelbach. An den grauen Schindeln des Jagdhauses zerrt der Sturm. Ein Schuß klatscht hart in die gespenstische Einsamkeit. Nebel erstickt ihn. Man denkt der toten Zeit, da hier Carl August nach der Jagd in froher Tafelrunde gezecht, später der Hof aus Weimar bescheidene Sommerfreuden gesucht ... es war einmal. Jetzt liegt das kleine Haus verlassen da, landflüchtig ist, dem es gehört, und hinter den geschlossenen Fensterläden wohnt im Dunkel bei alten Bildern und Jagdtrophäen alleine die Erinnerung.

Und immer wilder, immer unwirklicher wird die Szenerie. Die Erde schwankt, verwandelt sich in Dunst und fliehende Wolke. Irgendwo in nahen Wipfeln wühlt der Sturm, tobt wie stürzender Gewitterregen, abgerissene Äste, ganze Baumkronen sausen hart an einem vorbei, der Boden ist mit Tannenzapfen übersät. Aber man sieht sie nicht, diese Wipfel. Man sieht überhaupt nichts. Alles überbrandet ein milchiges Meer. Und atemheiß kämpft man sich vorwärts „im Dampf der Klüfte, durch Nebeldüfte, immer zu, immer zu!“

Aber dann ist man auf einmal da. In jäher Biegung schnellt sich der Weg, an Abgrund und starrendem Fels vorbei, zur letzten Höhe. Tannen steigen, steil und finster, aus dem geisterhaften Zwielicht, Gebüsch umkraust verwiterte Stufen. Der Gidelhahn. Um das Goethehäuschen braust der Wind.

⌘

⌘

⌘

Das erste Zettelchen, das von hier nach Weimar geflattert, erzählt: „Hoch auf einem weit rings sehenden Berge. Im Regen sitzt ich hinter einem Schirm von Tannenreihen. Warte auf den Herzog der auch für mich eine Büchse mit bringen wird.“ Das ist alles. Eine um so

größere Rolle spielt in diesen frühen Aufzeichnungen dafür die „Höhle unter dem Hermannstein“.

Über Wurzelwerk und sturmverwehte Zweige, Fels-
trümmer und gestürzte Bäume springt der Weg, im halb-
vertauten Schnee kaum kenntlich, zu diesem „Stein“ herab.
Es ist ein beschwerliches Wandern. Nebelschwaden werden
vorbeigerissen, der Wind wirft Wolkenfetzen in das Tannen-
dunkel . . . ein wirrer Schattenregen, der in Nichts zer-
stäubt. Wie Klagerufe ächzt und stöhnt es durch den Wald.
Dann aber steht man plötzlich vor dem mächtigen Fels . . .
ein Ungetüm, das Urgewalten aus der Erde drängen.
Das Auge, das staunend an den zerklüfteten Wänden in
die Höhe klettert, schwindelt. Die letzten Barden findet es
nicht mehr. Sie schwimmen im Nebel.

„Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Gelieb-
ten . . .“ Zwei kleine grüne Eisentafeln, neben der dunklen
Höhle in die Felswand eingelassen, von Flechten über-
wuchert, vom Rost schon halb zerfressen, erzählen davon.

Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge,
Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.
Ich vertrau es dem Felsen, damit der Einsame rathe,
Was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt —

lautet die eine. Und die andere:

Felsen sollten nicht Felsen und Wüsten Wüsten nicht bleiben,
Drum stieg Amor herab, sieh, und es lebte die Welt.
Auch belegte er mir die Höhle mit himmlischem Lichte,
Zwar der Hoffnung nur, doch ward die Hoffnung erfüllt!

Sie ward ihm erfüllt, die Hoffnung. Ein Sehnsuchts-
ruf, in banger Herzensnot hier in der Höhle, seinem „ge-
liebten Aufenthalt“, aufs Papier gestammelt, fand bereites
Echo. In einem Brief vom 2. August der Jubelschrei:
„Liebe du gibst mir ein neues Leben dass du wieder kommst.
Ich kann dir nichts sagen. den Herzog freuts. Adio.“
Die alten Fichten rauschten verschwiegenen Liebesstunden.
Keiner von beiden hat je darüber gesprochen, der stumme
Fels das Geheimnis gewahrt. Nur ein Brief an Herder
vom 9. August enthält die Andeutung: „Einen ganzen Tag
ist mein Aug nicht aus dem ihrigen kommen, und mein

gnomisch verschlossen Herz ist aufgethaut.“ Und der Geliebten gesteht er: „Deine Gegenwart hat auf mein Herz eine wunderbare Wirkung gehabt, ich kann nicht sagen, wie mir ist! mir ist wohl und doch so träumig.“ Mit Meißel und Hammer steigt er wieder zum Hermannstein hinauf, und an der Stelle, wo Charlotte „sich bückte und ein Zeichen in den Staub schrieb“, schlägt er ein großes S in das harte Gestein der Höhlenwand . . .

Vier Jahre später, als Goethe wieder in den geliebten Bergen herumstreifte, ist er auch wieder in der Höhle gewesen. „Ich bin in die Hermannsteiner Höhle gestiegen,“ schreibt er an Charlotte, „an den Platz wo Sie mit mir waren und habe das S, das so frisch noch wie von gestern angezeichnet steht geküßt und wieder geküßt, daß der Porphyr seinen ganzen Erdgeruch ausathmete um mir auf seine Art wenigstens zu antworten.“

Die Liebe Charlottens zerbrach. Das S, das sie, getreu dem Tagebuch, als „Sonne“ pries, hat die Zeit getilgt. Nun tropft das Wasser rings gleich Tränen von den Wänden, und um die Höhle, wo einst der Juliwind die Liebenden in süßen Traum gewiegt, heult der Sturm. „Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles, worum ich bat . . .“ Die Worte Fausts, hier einst gefunden und geformt, werden zu Gebet, der „Vorwelt silberne Gestalten“ bevölkern Wald und Höhle.

⌘

⌘

⌘

Die Jagd, die Bergwerksgeschichten, das mißliche Geschäft der Rekrutenaushebung führen Goethe nun oft nach Ilmenau. Der Schwalbenstein, ein steiler Fels am Südhang der „Sturmheide“, schenkt ihm den 4. Akt der „Iphigenie“, die Stadt die Szenerie für vieles im „Wilhelm Meister“, an dem er in diesen Jahren arbeitet. Und immer begleitet ihn das Bild der Geliebten: Iphigenie trägt ihre Züge.

Im Frühherbst 1780, die ersten Blätter fallen und in den Wäldern schreien die Hirsche, ist er wieder einmal auf dem Gickelhahn. Ganz allein. In Weimar feiern sie den Geburtstag des Herzogs mit Ball und Illumination. Vor dem „Geschwirre der Menschen“ ist er geflohen, wie immer, wenn sein Herz verstört ist, in die reine Natur.

Die hat er nun. Und Unterkunft gewährt zur Not die unscheinbare Jagdhütte, die auf dem letzten Gipfel der Berge steht.

„Auf dem Gidelhahn,“ schreibt er an Frau von Stein, „dem höchsten Berg des Reviers den man in einer klingenden Sprache Medtrüogallonax nennen könnte hab ich mich gebettet, um dem Wuste des Städtgens, den Klagen, den Verlangen der Unverbesserlichen, Verworrenheit der Menschen auszuweichen . . . Es ist ein ganz reiner Himmel und ich gehe des Sonnen Untergangs mich zu freuen. Die Aussicht ist gros aber einfach.“ Und viele Tage später, am 16. Oktober, längst wieder in Weimar, an die Marchesa Branconi, die „schöne Frau“: „Ihr Brief hätte nicht schöner und feierlicher bei mir eintreffen können. Er suchte mich auf dem höchsten Berg im ganzen Lande, wo ich in einem Jagdhäuschen, einsam über alle Wälder erhaben und von ihnen umgeben, eine Nacht zubringen wollte.“

An diesem Abend ist „Wandrer's Nachtlid“ entstanden. Auf die Berge in der Runde legte die Sonne letzten Glanz, aus den Tälern stiegen hie und da noch „einige Vapeurs von den Meulern“. Die Welt ging schlafen. Eine ferne Erinnerung sprach von Ettersburg. „Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!“ hatte er da einst, über Weimar brannten blaß die Sterne, den Himmel angefleht. Nun ward ihm hier Erfüllung seiner Sehnsucht. Mit Bleistift hat er die Verse auf die Bretterwand geschrieben. Ergriffen steht man vor der verwitterten Inschrift. Auch sie atmet Ruhe und Vergessen, auch sie bringt Frieden . . .

Aber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

D. 7. September 1780. Nachtlid.

Das Häuschen ist nicht das alte, die Inschrift ist Kopie. In den siebziger Jahren ist es abgebrannt. Das Stückchen Holz, auf dem die Verse standen, haben die Flammen ver-

schon, das Frankfurter Goethe-Museum birgt den Schatz. Aber man hat alles genau so wieder aufgebaut, wie es war. Und wer da reines Herzens ist, der spürt hier bis in die tiefste Seele hinein den Geist Goethes, der einst die arme Hütte, die Stätte, wo sie steht, für immer geweiht hat.

Nur noch ein einziges Mal ist Goethe hier oben gewesen. Das war im August 1831, volle fünfzig Jahre später, und der Dreißigjährige, der dort einst in schwermütiger Abendstimmung „Wandrer's Nachtlid“ gedichtet, war ein Greis geworden. „Freundlich veranstalteten Festlichkeiten ausweichend“, wie er an Amalie von Leveghow, die Mutter Urkens, schreibt, war er nach Ilmenau gefahren, um hier still seinen 82. Geburtstag zu verleben. Längst war es um ihn öde und leer geworden. Von allen, mit denen er einst hier frohe Stunden verbracht hatte, lebte nur noch Knebel, der jetzt, seit langem schon, in Jena wohnte. All die anderen waren gestorben. So schreckten die Erinnerungen, und „um die Vergangenheit“, wie es in einem Briefe an den Grafen Reinhard heißt, „durch die Gegenwart der Herantommenden auf eine gesezte und gefasste Weise zu begrüßen“, hatte er die beiden Enkel, „die jungen Wesen“, mitgenommen.

Mit dem Ilmenauer Bergrat Mahr fuhr er zusammen nach dem Gidelhahn hinauf. Es war ein heiterer Sommertag, und um die Berge blaute still und klar der Himmel . . . die ganze Landschaft ein Spiegelbild der abgeklärten Seele, die hier nach Menschenaltern vergessenes Glück, vergessenes Leid beschwören, Abschied nehmen wollte von ihrer Jugend. „Über allen Gipfeln ist Ruh“ — erinnerungsversunken stand der Achtzigjährige vor den verblaßten Bleistiftzeilen, die das morsche graue Holz kaum noch erkennen ließ, und während Tränen ihm das große, das zeitlose Auge verdunkelten, sprach er leise vor sich hin: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“

Er hat dann, wie er acht Tage später Zelter in einem Briefe erzählt, die Inschrift „reknosziert“; die Greisenhand hat die fast unleserlich gewordenen Buchstaben nachgezogen und darunter gesezt: „Renov. den 28. August 1831.“ So liest man es jetzt mit verhaltener Rührung.



Aus Sturm und Regen ist ein sanfter Frühlingstag geworden. Silberner Hauch verklärt die dunklen Tannenhänge, die feuchte Erde duftet, es rauscht die Elm.

„Anmutig Tall du immergrüner Hain!“ . . . wieder nahen sich die Verse, nun, wo man vom Walde kommt, ergreifend wahr. Sie bringen neue Schattenbilder. „Wenn es möglich ist,“ verrät Goethe am 30. August 1788, auf dem Sprung nach Ilmenau, an Charlotte, „Schreibe ich dem Herzog ein Gedicht auf seinen Geburtstag.“ Als er am 4. September nach Weimar zurückkehrt, bringt er es fertig mit. Aus Traum und Wirklichkeit hat sich ihm Ilmenau „zum 3. September 1788“ zu neuem Erlebnis, zu farbenfrohem Bild gestaltet.

Verklungene Tage stehen auf. In wilder Jagd durchstürmt der Herzog wieder das Gebirge, am Fuße einer Felswand wird abends Rast gemacht — es ist, vielleicht, der Hermannstein.

Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedeckt,
Sah ich sie froh ans Feuer hingestreckt.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichten-Saal,
Um niedern Herde locht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen, bald geleeret,
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret . . .

Und alle treten sie auf, die damals mit in Stüzerbach getanzt und jung gewesen, der behäbige Knebel, der Tollkopf Sedendorf, der wilde Herzog, Goethe selbst — treten auf und treten wieder ab auf dieser Bühne der Erinnerung, Magie belebt die schwankenden Gestalten. „Schwere Gedanken“ bewegen den Dichter des Werther, „in Bedauern über mancherlei Unheil“, das er angerichtet, sieht er sich, wie er selbst ein Menschenalter später in den Annalen erzählt, sorgenvoll inmitten der Sorglosen, grübelnd über die Zukunft des Herzogs und des Landes. Aber das ängstliche Gesicht zerrinnt, den bangen Traum verjagt die Hoffnung auf „Gedeihn und festes irdsches Glück“, und der erhabene Berg läßt ihn an „seinen sachten Höhn ein jugendlich, ein neues Eden sehn“.

Und zweiundvierzig Jahre später. Wieder ein „Tag der Lieb und Lust“. Carl August feiert sein Regierungs-

jubiläum. Die Vision Goethes ist Wirklichkeit geworden ... „die Ernte wird erscheinen und dich beglücken und die Deinen.“ Im Römischen Haus begrüßt Goethe den fürstlichen Freund, in aller Frühe, der erste Gratulant. Wortlos stehen die beiden Greise, Hand in Hand. „Bis zum letzten Hauch zusammen!“ stammelt Goethe endlich, tiefbewegt. Der Großherzog nickt. Traumhaft durchzuckt Erinnerung sein altes Herz. „O, achtzehn Jahre und Ilmenau!“ ruft er und deckt die Augen mit der Hand ...

⌘

⌘

⌘

Noch oft ist Goethe in Ilmenau gewesen, mit Knebel und bei Knebel, mit Friß von Stein, dem Liebling, der, wie er einmal an Charlotte schreibt, ihr Bildnis sein soll, und manchmal auch ganz allein. Immer wandern Briefe und Zettelchen nach Weimar und schwärmen und erzählen; beteuern seine Liebe in leidenschaftlichen Worten und sind voll Sehnsucht und Glück. „Morgeln“ und Schwämme begleiten sie.

1784 werden endlich die neuen Bergwerke eröffnet. Am 24. Februar. Ein Schicksalstag. Goethe bleibt in der feierlichen Eröffnungsrede stecken, die er im Posthause hält. Aber niemand wagt zu lächeln. Seine dunklen Augen halten alle in Bann. Nur daß es als üble Vorbedeutung genommen wird, kann er nicht hindern.

Im Oktober 1785 schreibt er an Charlotte: „Es steht alles recht gut, und das ganze Werk nimmt einen rechten Weg.“ Auch in den Folgejahren geht alles gut. Noch 1816 gedenkt der alte Goethe freudig in einem Gedicht an seinen alten Bergrat Voigt dieser Zeit des „edelsten Bestrebens“. Aber 1796 bricht der Martinroder Stollen. Die Aufschlagewässer stauen sich, der Schacht wird auflässig, die Werke ersaufen. Und Goethe sieht „ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben“.

Immer aber hat die Einsamkeit Ilmenaus Goethe dichterisch angeregt. Hier ist „Wilhelm Meister“ zu einem großen Teil entstanden. Auch Mignons Schmerzbewegtes Lied: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!“ hat Goethe hier zu dunkler Stunde gefunden. Am 20. Juni

1785 schickt er es Charlotte und fügt ergreifend hinzu: „Ein Lied, das nun auch mein ist.“

Und noch ein anderes Lied hat ihm Ilmenau geschenkt, viele Jahre später. Längst war die Liebe zu Frau von Stein erloschen, verbittert hatte sich die Enttäuschung von ihm zurückgezogen. An ihre Stelle ist Christiane getreten. Ihr gelten nun seine Gedanken: nicht wirre Sehnsucht mehr, nicht Stammellaut mehr und gequälter Schrei. Ein glücklicher Vater schreibt der Mutter seines Gustel, der ihn, ein „Bübechen“, begleitet. So feiert Goethe hier seinen 64. Geburtstag. Und die Erinnerung läßt ihn erzählen, wie er vor fünfundsiebenzig Jahren einst „sein Märchen“ gefunden:

Ich ging im Walde
So vor mich hin,
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne blinkend,
Wie Auglein schön ...

Christianes Lied! Er schickt's nach Weimar ... wie oft, wie stolz mag es die heitere Frau, vielleicht im Korbstuhl neben dem Küchenherde sitzend, an ihr warmes Herz gedrückt haben!

§

§

§

Nachmittag. In der breiten Lindenstraße promeniert das junge Ilmenau. Der Mühle gegenüber, die Goethe in jungen Jahren so oft beherbergt hat, Knebels Haus. Die Fenster schauen nachdenklich in das bunte Treiben. Es ist, als ob noch immer hinter den dunklen Scheiben der „alte Timon“ an seinem Lucrez arbeitete. Aber das frohe Lachen, das „die Rudel“, Knebels junge Frau, die Weimarer Sängerin Luise von Rudorf, mit in die Kleinstadtstille brachte, ist längst verhallt. An den „élégant savant“, der hier einmal sein wunderbarlich Wesen getrieben, erinnert nur noch die weiße Tafel über der Tür. Und auch die beachtet keiner.

Und weiter. Eine enge Gasse klettert, an der Kirche vorbei, zum Marktplatz. Die Häuser schlafen. Nur der alte Brunnen schwagt in die Stille. Eine tote Welt —

Rotoko aus Chodowiecki-Kupfern, unberührt, ganz noch das „heitere Landstädtchen“, das Goethe fand, als er zum erstenmal hierher kam, um Ilmenau vor neuer Einäscherung zu bewahren. Noch stehen Schloß und Rathaus, noch die „Sonne“ und der „Adler“, aus deren Fenstern Philine und Wilhelm Meister einander den Morgengruß zunickten. Aber es liegt alles in stummem Schweigen, nichts spricht dafür, daß etwa Seiltänzer und Gaukler hier ihr leicht Gerüst aufschlagen wollen, kein Mädchen bietet dem fremden Herrn Rosen an, wie's Wilhelm Meister geschah, und die beiden Gasthöfe schauen so verdrossen drein, als ob sie überhaupt nicht mehr auf Gäste rechneten . . .

Die Vergangenheit geht hier spazieren.

Sie begleitet auch auf den Friedhof, zu Corona Schröters Grab. Einsam und verlassen liegt die einst Gefeierte. Arme „Crone!“ Wie oft hat Goethe dich, du blühtest noch in all dem betörenden Glanz der Jugend und ganz Weimar lag dir zu Füßen, bei diesem Schmeichelnamen genannt! Daß du ein „Engel“ wärest, schrieb er an Frau von Stein und an den Herzog schon aus Leipzig, von wo er dich nach Weimar holte. Er hat dich wirklich sehr geliebt. Sein Tagebuch erzählt's und auch die Bank in Tiefurt mit dem Amor und der Nachtigall. Und in dem großen Gedicht „Auf Miedings Tod“ gelten dir die wundervollen Verse:

Es gönnten ihr die Musen jede Kunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.

Und dann?

Nach flüchtigem Glanz der lange, der bittere Lebensabend in Ilmenau. Niemand kümmert sich um die Verbannte. Auch Goethe nicht. Und so einsam, wie sie zuletzt in Ilmenau gelebt, stirbt sie 1802. Der Tod erlöst eine Tote.

Bekümmert steht man an dem kahlen Grab. Von der „Sturmheide“ her fährt der Wind über die Hügel, der Efeu raschelt, die kahlen Weiden schwanken traurig hin und her. Die Stille weint. „Es ist sündlich, wie man in

Weimar mit den Toten umgeht," schrieb Knebel, als man sie begrub. Ihm und der Prinzessin Caroline verdankt die Bergessene, daß wenigstens ihr Grab nicht ohne Namen blieb. Eine schwarze Eisenplatte, in Sandstein eingelassen, trägt ihn, eine Harfe und eine Fadel, ein Lorbeerkrantz und ein Schmetterling rahmen die schlichten Lettern. Und leise wehlt der Frühlingswind das Wasser, das Regen und Sturm darauf geschüttet.

§

§

§

Abschied von Ilmenau. Noch einmal wandert man durch die alten Gassen. Nun, wo der Tag zur Ruh gegangen, regen sich die Schatten. Sie geben gespenstisches Geleit, bedrängen die Seele, die sie aus ihren Grüften hervorgelockt . . . Knebel und seine junge, viel zu junge Frau, Einsiedel, den Reue an die Stätte bannt, wo Corona Schröter gewohnt, der junge Goethe, der der dunklen Ilm verworrene Liebesgrüße nach Weimar anvertraut. Und scheu und heimlich auch, in grauen Mantel gehüllt, den Dreispitz tief in die Stirne gedrückt, der unselige Krafft, Goethes geheimnisvoller Schützling. Er lauscht an jeder Schenke, er horcht an jeder Tür. Und verflucht, das un-
stete Auge bergend, das Schicksal, das ihn hierher verschlagen hat . . . das Heute wird zum Gestern, ein Jahrhundert flüchtiger Traum.

Abschied von Ilmenau — — —

Über den Marktplatz zittert leise ein Lied. Philine singt. Ihr Fenster im „Adler“ wirft hellen Schein über den winkligen Platz. In das Dunkel des Torwegs gedrückt stehen drüben, in der „Sonne“, Wilhelm Meister und Mignon und lauschen. Vaertes schaut ihnen über die Schulter . . .

Da bricht das Liedchen ab, das Licht geht aus. Auch das Tor fällt müde zu. Schatten begraben ein Goethe-Märchen. Am Himmel flimmern kalt die Sterne.





ent
en.

19:
ax:
e d:
an
—
ch.
in

8:
ex.
—
o o
o a

7:
ni
—
u.
o =

6:
ti
—
ge
—

Preis der Jahrgänge 1916 und 1917 je 1,50 Mf.,
Jahrgang 1918: 2,50 Mf., Jahrgang 1919: 3 Mf.